

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Vietnam

vom 4. Dezember 2016 bis zum 15. Januar 2017

Das Geheimnis von Vietnams Spitzenschülern

Von Maike Westphal

Vietnam, vom 4. Dezember 2016 bis zum 15. Januar 2017



Inhalt

1. Zur Person
2. Wenn die Trommel schlägt
3. Kulturelle Vielfalt, mangelnde Schulbildung
4. Englisch – What??!
5. Sprache verbindet
6. Vietnamesische Lehrer – Viel Anerkennung, wenig Geld
7. Konfuzius lässt grüßen
8. Sozialismus im Klassenzimmer
9. Bildung – Eine Frage des Geldes?
10. Berufliche Bildung im Umbruch
11. Neue Probleme, neue Berufsbilder
12. Nichts geht über Studieren
13. Modelluniversitäten als Impulsgeber
14. Zwischen Uni und Elternhaus
15. Bildung ist der Schlüssel
16. Danksagung

1. Zur Person

Als Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung die Welt ein bisschen besser kennen zu lernen, war für mich ein persönliches und berufliches Traumziel. Dass ich Journalistin geworden bin, liegt an meinem ausgeprägten politischen Interesse, früh geweckt durch Diskussionen im Elternhaus. Ein Auslandsjahr in den USA hat mir schon als Jugendliche gezeigt, wie bereichernd es sein kann, in den Alltag einer fremden Kultur einzutauchen. Seither nutze ich jede Gelegenheit zu reisen. Angesichts der weltweiten Krisen und Migrationsbewegungen halte ich das Wissen über Länder und Kulturen heute für wichtiger denn je.

Das Thema meines Berichts hat viel mit meiner aktuellen Position zu tun. Seit 2012 arbeite ich als Fachredakteurin für die Wissenschaftsredaktion bei WDR 5, zuständig für die Bildungsthemen. Ich berichte daher regelmäßig über internationale Studien wie Pisa, welche die Leistungen verschiedener Bildungssysteme vergleichen. Vietnam hat auch bei der aktuellen Erhebung wieder erstaunlich gut abgeschnitten – besser als viele Industrienationen. Wie aber sind diese Glanzleistungen zu erklären? Was ist das Geheimnis von Vietnams Spitzenschülern? Welche Rolle spielt der kulturelle Hintergrund in einem Land, das von der konfuzianischen Tradition geprägt ist? Und wo steht das vietnamesische Bildungssystem 40 Jahre nach dem Krieg tatsächlich? Diese Fragen interessieren mich als Bildungsjournalistin ganz besonders.

2. Wenn die Trommel schlägt

Ein paar verwitterte Steinbänke, eine rostige Fahnenstange und ein Basketballkorb, der schon bessere Tage gesehen hat. Auf den Schulhof, der an der einzigen Hauptstraße des kleinen Dorfes liegt, brennt die Sonne. Große, tropische Bäume spenden Schatten, ein paar Hühner scharren im Sand. Fahrräder warten an den Zaun gelehnt darauf, dass ihre Besitzer nach Hause wollen. Das einstöckige Schulgebäude hat fünf Türen, deren blaue Flügeltüren offenstehen. Sie geben den Blick frei auf die winzigen Klassenzimmer der Schule, pro Jahrgangsstufe eins. Auf einmal ertönt ein dröhnendes Geräusch. Ein Schüler versetzt einer großen, mit Leder überzogenen Trommel vor der Schule mehrere Schläge. Das Zeichen dafür, dass die 45-minütige Unterrichtsstunde vorbei ist. Kein Gong, keine Glocke – aber genauso effektiv. Innerhalb von Sekunden ist der Hof gefüllt mit johlenden und tobenden Grundschulern. Manche kicken einen Fußball hin und her, andere spielen

Fangen oder essen einen Pausensnack. In zwei Klassen machen die Lehrerinnen mit den Kindern Bewegungsspiele. Die Schüler drehen sich oder hüpfen zu Musik auf und ab. Die meisten tragen Schuluniformen. Blaue Hosen und weiße Hemden für die Jungen, blau-weiße Kleider für die Mädchen, rote Halstücher für alle. Als die Trommel das Ende der Pause markiert, kehren alle zügig in ihre Klassenräume zurück. Nur eine Gruppe findet sich zum Sportunterricht auf dem Hof ein. Die Lehrerin überlässt einer Schülerin die Leitung. Ihre Klassenkameraden bilden mehrere Reihen und treten mit schaukelnden Armen brav auf der Stelle. Auf Kommando klatschen sie in die Hände oder machen Kniebeugen. Währenddessen läuft in der zweiten Klasse der Mathematikunterricht. Schriftliches Dividieren mit hohen Zahlen. Die Kinder sitzen auf niedrigen Holzbänken an Gruppentischen und schreiben mit Bleistift ordentlich in ihre Hefte. Die Lehrerin trägt Rock und Bluse zu hohen Schuhen. Sie hat einen Holzstock, den sie dann und wann an die Tafel knallt. Ihre knappen Anweisungen wirken klar strukturiert. Über der grünen Kreidetafel hängt ein gerahmtes Bild von Ho Chi Minh, an den hell gestrichenen Klassenwänden sind bunte Schaubilder und Papierblumen angebracht. Die Türen stehen offen, unter der Decke dreht sich träge ein Ventilator.

Solche und ähnliche Bilder habe ich im Kopf, wenn ich an die vietnamesischen Schulen denke. Natürlich ist jede Schule anders, doch es gibt auch einige charakteristische Merkmale, die nicht nur die von mir beschriebene Schule auf der Insel Phu Quoc aufweist. Die Trommel, die Schuluniformen, die Gestaltung der Klassenräume, die jungen, meist weiblichen Lehrkräfte – all das ist mir auf meiner Reise durch die vietnamesische Schullandschaft immer wieder begegnet. Und natürlich fällt auf, was alles nicht vorhanden ist: So müssen die vietnamesischen Schüler in der Regel ohne Sporthalle, Computer, Mikroskope, Heizung oder Klimaanlage auskommen. Der Grund liegt auf der Hand: Das vietnamesische Bildungswesen ist unterfinanziert und überholt – es konnte mit der schnellen wirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen 25 Jahre nicht Schritt halten.

Vietnam verfolgt ehrgeizige Ziele: Bis zum Jahr 2020 will das langgestreckte Land am Südchinesischen Meer den Status eines Industrielandes erreichen. Dabei können sich die bisherigen Fortschritte auch schon sehen lassen: Wer heute durch die pulsierenden Wirtschaftsmetropolen geht, spürt nichts mehr vom Mangel der Kriegsjahre. Luxusläden verdrängen die traditionellen Märkte, Wolkenkratzer und moderne Konsumtempel die alten Kolonialbauten. Das Warenangebot ist überwältigend, vor den Toren Hanois und Saigons stehen Investoren aus aller Welt Schlange. Durch eine weitreichende Reformpolitik unter dem Namen „Doi Moi“ (Erneuerung) hat die sozialistische Republik bemerkenswerte wirtschaftliche Erfolge erzielt, die

zu einem erheblichen Rückgang der Armut und für viele Vietnamesen zu besseren Lebensverhältnissen geführt haben. Während 1996 noch 53 Prozent der Bevölkerung unterhalb der nationalen Armutsgrenze lebten, waren es nach Angaben der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) 2010 nur noch 20 Prozent.

Doch vor allem die ländliche Bevölkerung kann noch nicht ausreichend vom ökonomischen Fortschritt profitieren: Den wenigen aufstrebenden Stadtregionen stehen zahlreiche Provinzen mit ausgeprägten Strukturproblemen gegenüber. Der neue Wohlstand ist ungleich verteilt, die soziale Schere öffnet sich zusehends – viele bleiben trotz Doi Moi auf der Strecke. Mit der rasanten Entwicklung mehren sich die Probleme: Städte wie Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt wachsen zu schnell, die Immobilien sind übersteuert, Abwasserkanäle und Straßen sind überlastet, die Energieversorgung steht auf wackligen Beinen. Auf dem Weg zur modernen Industrienation hat Vietnam zweifellos noch einige Hindernisse zu überwinden.

Umso erstaunlicher erscheint es, dass die vietnamesischen Schüler bei internationalen Vergleichsstudien schon jetzt glänzen. Bei der im Dezember 2016 veröffentlichten Pisa-Studie liegt das sogenannte Schwellenland deutlich über dem OECD-Durchschnitt und im Ranking acht Plätze vor Deutschland. Glaubt man also den Pisa-Ergebnissen, gehören die vietnamesischen Schüler im Leseverständnis, in Mathematik und in den Naturwissenschaften zur Weltspitze. Doch was verbirgt sich hinter den schönen Zahlen und Tabellen? Rührt der Erfolg möglicherweise daher, dass in Vietnam nur an ausgewählten Schulen getestet wird und lernschwache Schüler außen vor bleiben? Steckt eine besondere Lernkultur dahinter? Oder gibt es ganz andere Gründe? Genau das möchte ich auf meiner Reise herausfinden.

Nicht nur aufgrund seiner erstaunlichen Bildungserfolge gehört Vietnam für mich zu den Ländern, die ich immer schon mal sehen wollte. Vietnam fasziniert mich insbesondere, weil es sich so rasant entwickelt. Das Land, das bis heute vielfach mit Bomben und Krieg assoziiert wird, hat einen radikalen Wandel erlebt. Weg von einer Planwirtschaft, hin zu einer schrittweise entfesselten Marktwirtschaft. Dabei zählt Vietnam heute zu den wenigen Ländern, die eine kommunistische Regierung haben. Das Einparteiensystem ist noch immer unantastbar. Wer das politische System öffentlich in Frage stellt, kann schnell im Gefängnis landen. Daraus resultiert ein wachsender Widerspruch – zwischen einem zunehmend vielfältigen und offenen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem und einem Regierungsapparat, der alles dominiert und keine Opposition duldet. Über kurz oder lang wird Vietnam sich daher auch innenpolitisch und ideologisch seinen westlichen Handelspartnern annähern müssen, prognostizieren Experten.

Die politischen Rahmenbedingungen rücken vor diesem Hintergrund zunehmend in den Fokus. Und auch für mein Thema sind sie von besonderem Interesse. Denn das Bildungswesen ist nicht nur unmittelbar mit der Politik verknüpft – es bildet auch ein ganz zentrales Handlungsfeld der Regierung. Ohne Verbesserungen im Bildungsbereich wird Vietnam seinen wirtschaftlichen Erfolgskurs nicht nachhaltig gestalten können. Die verantwortlichen Akteure haben das erkannt. Sie treiben vor allem im Hochschul- und Wissenschaftsbereich ehrgeizige Reformen voran, mit dem Ziel, dass dem Land der ersehnte Sprung in eine höhere Entwicklungsstufe gelingt. Derzeit fehlen auf dem vietnamesischen Arbeitsmarkt gut ausgebildete Techniker und Facharbeiter. Hier schlägt sich die dürftige Qualität der Ausbildung nieder: Die meisten Hochschulen kämpfen mit fehlenden finanziellen Mitteln, schlechter Infrastruktur, veralteten Lehrplänen und Personalproblemen. Vor allem die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses hat für die Kommunistische Partei hohe Priorität. Vietnam benötigt Tausende zusätzliche Wissenschaftler und qualifizierte Hochschullehrer, um die für das Land so wichtige Forschung und Ausbildung anzukurbeln.

Angesichts dieser spannenden Entwicklungen habe ich mich bei meiner Recherche nicht auf das Schulwesen beschränkt, sondern auch Universitäten, berufsbildende Colleges und besondere Ausbildungsprojekte besucht. Mein Anliegen ist jedoch nicht, das vietnamesische Bildungssystem möglichst umfassend darzustellen. Vielmehr geht es mir darum, einige Schlaglichter auf relevante und aktuelle Themen im Bildungsbereich zu werfen. Dazu gehört auch der Blick in verschiedene Klassenzimmer und Hörsäle des Landes. Wie auf der Insel Phu Quoc, wo in der winzigen Dorfschule zum Ende des Schultags die Trommel erklingt.

3. Kulturelle Vielfalt, mangelnde Schulbildung

Sapa ist ein geschäftiges Städtchen im Nordwesten von Vietnam, nahe der chinesischen Grenze. Seit einigen Jahren erlebt es offenbar einen regelrechten Bauboom. Überall sehe ich große und kleine Baustellen. Dieselgeruch von den Maschinen und Baustaub liegen in der Luft. Zu jeder Tages- und Nachtzeit wird gehämmert, gebaggert und gebohrt. Vor allem Sapa, die größte Stadt der rund 38.000 Einwohner starken Region, wächst und verändert sich. Aber der Bauboom macht selbst vor Vietnams höchstem Gipfel nicht Halt. Im Frühjahr 2016 hat eine sechs Kilometer lange Seilbahn eröffnet, die Besucher auf das „Dach Indochinas“ bringt: Mit 3.143 Metern ist der Fansipan Vietnams höchster Berg. Und er ist eine gigantische Großbaustelle. Wer derzeit die 20-minütige Fahrt mit der Seilbahn absolviert,

wird Zeuge eines Tourismusprojektes, das noch in vollem Gange ist. Tempel, Aussichtsplattformen, Restaurants, Rolltreppen. Auf dem Gipfel wird eher geklotzt als gekleckert. Immerhin könnte die hochmoderne Seilbahn stündlich rund 2.000 Personen befördern.

Die neue Seilbahn wird wohl noch mehr Besucher in die Region locken. Ohnehin steht Sapa bei Touristen hoch im Kurs, denn die ehemalige Bergstation ist der perfekte Ausgangspunkt für Wandertouren. Der Ort an und für sich ist gar nicht mal so schön, die Aussicht dafür umso schöner. Zu allen Seiten türmen sich Berge auf, Reisfelder ziehen sich terrassenförmig bis ins Tal. Außerdem ist das Yunnan-Hochland im Norden Vietnams bekannt für seine kulturelle Vielfalt. In den Bergdörfern leben verschiedene ethnische Minderheiten, vor allem Hmong und Dao.

Mit ihren traditionellen, farbenfrohen Kleidern fallen vor allem die Frauen sofort auf. Im Stadtzentrum von Sapa verkaufen sie „Handcraft“: Handgemachte Taschen, Röcke, Tücher und Schmuck. Auch viele Kinder ethnischer Minderheiten sind auf den Straßen unterwegs und bieten den Touristen Armbänder und bunte Anhänger an. Kleine Mädchen, vier oder fünf Jahre alt, tragen dabei von morgens bis abends ihre Geschwister umher. Die Mütter binden ihnen die Babys mit Tüchern auf den Rücken – und die Kleinen wissen genau, wie sie die Touristen weich kriegen. Eigentlich sei das verboten, sagt mir ein Verantwortlicher des Komitees für Ethnische Minderheiten in Sapa. Aber die Familien seien arm und die Kinder müssten mitverdienen.

Immerhin, jedes noch so winzige Dorf hat heute eigene Schulen und der Besuch ist für Kinder ethnischer Minderheiten nahezu kostenfrei. Das Geld für Stifte oder Schulbücher kommt vom Staat und aus privaten Spenden. Ein Fortschritt: Während die älteren Bewohner in den Bergdörfern nicht Lesen und Schreiben können, hat die jetzige Generation Zugang zu weiterführenden Schulen – die meisten Kinder wechseln nach der Grundschule auf die Mittelschule, die bis zur 9. Klasse führt. Zehn bis fünfzehn Prozent, so die Einschätzung einer Dorflehrerin, brechen allerdings nach der Grundschule ab. Und an die Oberschule (10.-12. Klasse) schaffen es nur die wenigsten. Zu weit weg, zu teuer. Stattdessen helfen die Jugendlichen ihren Eltern auf dem Feld, arbeiten als Wanderführer oder in Restaurants und Unterkünften.

Vietnam zählt offiziell insgesamt 54 ethnische Minderheiten. Die verschiedenen Völker haben ihre eigenen Sprachen und Kulturen und leben häufig in abgelegenen Provinzen mit einer schlechten Infrastruktur. Die Dörfer rund um Sapa wurden erst vor sieben Jahren ans Stromnetz angeschlossen – und hier trägt der Tourismus erheblich zur Wirtschaftskraft der Region bei. In anderen Landesteilen können die Menschen davon nur träumen.

So besteht das Leben für viele Landbewohner nach wie vor aus harter Arbeit. Sie bewirtschaften ihre Felder und haben oft nicht viel mehr als ein Dach über dem Kopf. Da die Minoritäten von großer Armut betroffen sind, ist eine kontinuierliche Schulbildung ihrer Kinder nur schwer zu gewährleisten. Bei Unwettern, schlechten Ernten oder Krankheitsfällen können es sich die Familien oft nicht leisten, ihr Kind zur Schule zu schicken, denn dann würde zu Hause eine Arbeitskraft fehlen.

Ich bemerke bei meinen Schulbesuchen, dass einige Grundschüler blaue Finger haben, und erfahre, dass das vom Färben mit Indigo kommt. Mit dem tiefblauen Farbstoff werden hier traditionell viele Stoffe behandelt. Die Hmong-Frauen verdienen mit der Handarbeit ihr Geld – und die Kinder helfen mit. Vielleicht werden die blauen Finger sie für immer daran erinnern, denn irgendwann lässt sich die Farbe nicht mehr von der Haut abwaschen.

Auch kulturelle Unterschiede machen den Lehrern in abgeschiedenen Regionen zu schaffen. Während Bildung in der vietnamesischen Kultur traditionell einen hohen Stellenwert genießt, haben die Bergvölker aufgrund ihrer Lebensweise dafür vergleichsweise wenig übrig. Eine junge Lehrerin erzählt mir, dass sie ihre Schüler manchmal zu Hause abholen muss. „Sonst kommen sie nicht regelmäßig zur Schule.“ Den Eltern fehle ihrer Meinung nach das Bewusstsein dafür, wie wichtig Bildung für die Kinder sei. Bei den Hmong und Dao ist es zudem Tradition, früh zu heiraten. Mit 14 oder 15 zieht eine junge Frau in der Regel zu ihrem Ehemann und gründet eine eigene Familie. Ihre Schullaufbahn ist damit automatisch beendet.

Um die Bildungssituation der Bergvölker zu verbessern, hat die Regierung diverse Programme aufgelegt. In allen Provinzen des Landes gibt es mittlerweile staatliche Schulen, darunter viele mit Internaten, in denen die Kinder ethnischer Minderheiten kostenfrei wohnen und essen können. Eine solche Schule besichtige ich in Tan Van, einem winzigen Dorf in der Nähe von Sapa. Die Schule hat Klassen vom ersten bis neunten Jahrgang und wird fast ausschließlich von Kindern der Völker Hmong, Dao und Giay besucht. Der Unterricht findet bis auf zwei Tage die Woche ganztags statt, von 7.30 Uhr bis 11.30 Uhr und von 13.30 Uhr bis 16.30 Uhr. Danach wird Gemüse gepflanzt, Feuerholz gesammelt, Sport gemacht, zu Abend gegessen und gelernt. Nach Angaben der Schulleitung besuchen rund 650 Kinder die Grundschule, rund 380 die Mittelschule. Die Hälfte der Schüler wohnt unter der Woche in der Schule. Die Betreuung der Internatskinder übernehmen abwechselnd die Lehrer. Zum Personal der Schule gehören 71 Lehrkräfte und acht Mitarbeiter, die unter anderem in der Küche und im Büro arbeiten.

Optisch macht die Schule einen hellen und freundlichen Eindruck. Wie in Vietnam üblich ist das Schulgebäude in Schönbrunner Gelb gestrichen. Bunte Wimpel sind quer über den betonierten Schulhof gespannt und flat-

tern im Wind. Während der Unterricht nur auf Vietnamesisch stattfindet, sprechen die Kinder in der Pause untereinander ihre Muttersprachen. Sie spielen mit Murneln und Hüpfkästchen, ein paar Mädchen haben sich aus Stoffresten ein Gummitwist gebastelt.

Trostlos wirken dagegen die Schlafräume. Auf wenigen Quadratmetern stehen pro Zimmer Hochbetten für zwölf Kinder. Es gibt keine Matratzen, keine Heizung, keinen Platz für persönliche Sachen. Bis auf ein kleines Schuhregal ist der Raum leer, ein paar Klamotten hängen an der Wand und an den Bettgestellen. Nach deutschen Maßstäben wäre dies keine kindgerechte Umgebung, aber ich habe gesehen, dass es in den Häusern der Familien ähnlich karg und beengt ist.

Ich besuche insgesamt vier Schulen in Sapa und den umliegenden Bergdörfern. Überall erlebe ich engagierte Lehrerinnen und Lehrer, die ihre Schüler nach bestem Wissen und Gewissen unterrichten. Allerdings kommen die Lehrkräfte aus allen Teilen des Landes. Viele würden lieber in der Stadt arbeiten, haben dort aber keine Stelle bekommen. Sie sprechen weder die Muttersprache der Kinder, noch haben sie einen direkten Bezug zu ihrer Geschichte und Lebensart. Dabei ist es das erklärte Ziel der Regierung, die Sprachen und Kulturen der ethnischen Minderheiten zu bewahren. In Broschüren der zuständigen Abteilung ist zu lesen, dass die Schüler in den betreffenden Regionen auch in ihrer Muttersprache unterrichtet werden sollen. Soweit sind die Schulen, die ich besuche, allerdings noch nicht. In den Klassenräumen hängen zwar teilweise traditionelle Gewänder der Hmong und Dao an den Wänden, aber in den Schulbüchern spielt die Kultur der Bergvölker keine Rolle. Dabei wären für die Kinder Lehrmittel in ihrer Muttersprache und mit einem Bezug zu ihrer Lebenswelt sicher hilfreich.

Dass das Wunschenken ist, merke ich spätestens, als ich von einer Lehrerin nach Stiften gefragt werde. Offenbar mangelt es schon an der Grundausstattung. Leider habe ich keine Stifte dabei, die ich der Schule schenken könnte. Stattdessen werfe ich ein paar tausend Dong in eine Spendenbox und nehme mir vor, bei meinem nächsten Schulbesuch daran zu denken.

Auf dem Rückweg erzählt mir eine junge Mutter, die selbst zum Stamm der Hmong gehört, von ihren Töchtern. Die beiden Mädchen sollen nicht auf die Grundschule gehen, die ich gerade gesehen habe und die nur von Hmong-Kindern besucht wird. Ein Grund: Es ist den Schüler nicht erlaubt, Lehrbücher und Hefte der Schule mit nach Hause zu nehmen, weil die Sachen dort erfahrungsgemäß oft zu Schaden kommen. Vermutlich, weil die Kinder ethnischer Minderheiten keinen richtigen Platz zum Lernen haben oder die Eltern nicht genug darauf achten. Die Frau, die zu den traditionellen Kleidern ihres Volkes moderne Turnschuhe trägt, möchte ihre Kinder auf eine „bessere Schule“ schicken und ihnen ermöglichen, auch nach dem

Unterricht zu lernen. Aber das sei schwer, sagt sie. Die Schulkleidung und die Bücher seien teuer und außerdem müsse man die richtigen Leute kennen, um an der Schule einen Platz zu bekommen. Viele Hindernisse auf dem Weg zu einer besseren Schulbildung.

4. Englisch – What??!

Es gibt Momente, in denen ich an der Sprachbarriere verzweifle. Wenn mir jemand auf Englisch etwas sagen möchte, aber die Aussprache derart rätselhaft ist, dass es genauso gut Vietnamesisch sein könnte. Sogar ein einzelnes Wort, mehrfach wiederholt, kann eine echte Herausforderung sein. Letzten Endes lächle ich höflich und bin genauso schlau wie vorher.

Wenn Vietnamesen Englisch sprechen, lassen sie häufig den hinteren Teil eines Wortes weg. Aus „beef“ wird dann „bi“ und aus „need more“ wird „ni mo“. Daran haben sich meine Ohren schon gewöhnt. Dennoch war ich anfangs verblüfft, wie schlecht viele Vietnamesen Englisch beherrschen. Selbst junge Leute, die beruflich jeden Tag mit Ausländern zu tun haben, sprechen häufig nur ein paar Brocken. Dabei ist Englisch an den Schulen die wichtigste Fremdsprache, die vietnamesischen Schüler fangen meistens schon in der Grundschule damit an.

Wo das Problem liegt, erlebe ich an einer Schule im Bezirk Sapa live mit. Ich bin zu Besuch in einer 9. Klasse, Thema der Englischstunde: „The Media“. Eine junge, studierte Lehrerin liest den Schülern einen Text über die Vor- und Nachteile des Internets vor. Dabei reiht sie einen katastrophalen Aussprachefehler an den anderen. Im Anschluss schreibt sie einzelne Vokabeln an die Tafel und die Schüler sollen im Chor nachsprechen, was sie ihnen vorsagt. Auch hier liegt sie mit der Aussprache meistens daneben, dabei sind es simple Vokabeln wie „access“ oder „surf“.

Ich habe später Gelegenheit, den Schülern in der Klasse ein paar Fragen zu stellen. Mag sein, dass sie schüchtern sind und deshalb den Mund nicht aufbekommen. Ich fürchte allerdings, dass es vor allem an ihren mangelnden Sprachkenntnissen liegt. Nach Jahren des Englischunterrichts sind die Schüler offenkundig nicht in der Lage, sich auf einem einfachen Niveau zu unterhalten.

Ähnliche Erfahrungen mache ich immer wieder, da ich bei meinen Schulbesuchen oft zu den Englischlehrern geschickt werde. Auf Phu Quoc darf ich der dritten Klasse einer kleinen Dorfschule beim Englischunterricht zuschauen. Die Schülerinnen und Schüler lernen an diesem Tag, die Uhrzeit zu sagen, und verschiedene andere Vokabeln. Viele sind in der Lage, die abgefragten Vokabeln fehlerfrei aufzuschreiben. Dazu nutzen die Kinder klei-

ne Tafelbretter, die sie akkurat mit Kreide beschriften und dann zur Kontrolle durch die Lehrerin hochhalten. Sie scheinen Spaß zu haben und schnell zu lernen, aber die Aussprache ist auch hier ein Problem. Ich rede später mit der Lehrerin. Sie hat vier Jahre Englisch studiert, aber wir können uns so schlecht verständigen, dass ich das Gespräch bald abbreche. Sorry, sie unterrichte nur Grammatik, erklärt sie – etwas peinlich berührt.

Natürlich kann man nicht alle Englischlehrer in einen Topf werfen. Es gibt in Vietnam auch sehr gut ausgebildete Lehrer, die die Sprache hervorragend beherrschen. Doch das Problem ist struktureller Natur: Das Sprechen der Fremdsprache spielt im Unterricht keine nennenswerte Rolle. In den vietnamesischen Schulen konzentriert sich der Englischunterricht generell auf Vokabeln und Grammatik. Das Gleiche gilt für die Lehre an den Universitäten. Damit die Vietnamesen besser Englisch lernen, müssten also erst einmal die Lehrpläne und die Lehrerausbildung modernisiert werden.

So lange möchten junge Studenten in Ho-Chi-Minh-Stadt nicht warten. In einem Park im touristischen Zentrum der Stadt treffe ich immer wieder Teilnehmer eines privaten Sprachkurses, die den Kontakt zu Touristen suchen. An ihren roten T-Shirts sind sie schnell als Gruppe zu erkennen. Mal haben sie Texte dabei und bitten um eine spontane Nachhilfe in Sachen Aussprache, mal suchen sie einfach das Gespräch, um ihr Englisch zu üben. Viele Passanten gehen gerne darauf ein, unterbrechen ihr Sightseeing-Programm für einige Minuten und lassen sich zum Plaudern auf einer Parkbank nieder. Englisch lernen mit Touristen. Eine clevere Idee.

Dass Spracherwerb so funktionieren kann, dafür sind die Frauen, die in Sapa als Wanderführer arbeiten, der beste Beweis. Obwohl sie in der Schule nie Englischunterricht hatten, geschweige denn Englisch studiert haben, sprechen sie die Sprache fließend. Wenn man sie danach fragt, verweisen sie auf die ausländischen Urlauber. Allein durchs Zuhören hätten sie Englisch gelernt. Das Schriftliche haben sie zwar nicht drauf, aber ihre kommunikativen Fähigkeiten würde man vielen professionellen Sprachlehrern in Vietnam wünschen.

5. Sprache verbindet

Mitten im Zentrum von Hanoi steht die renommierte Viet-Duc-Oberschule. Das imposante, dreigeschossige Gebäude stammt aus der französischen Kolonialzeit. Auf dem betonierten Schulhof stehen haushohe, tropische Bäume. Die alten Mauern und Bäume strahlen Ruhe aus, doch zu bestimmten Zeiten geht es hier fast so belebt zu wie auf Hanois Straßen: Pausenlos fahren Schüler mit ihren Mopeds über den Hof. Fast jeder muss wohl eins

haben. Hunderte von Zweirädern parken, Lenker an Lenker, auf dem schul-eigenen Parkplatz.

„Viet-Duc“ steht für „Vietnamesisch-Deutsch“. Der Name verspricht vielleicht ein bisschen zu viel. Tatsächlich handelt es sich um eine vietna-mesische Oberschule, die neben anderen Fremdsprachen auch Deutsch als Fremdsprache anbietet. Aber es gibt eine lange Tradition der Zusammen-arbeit, erklärt mir der Schulleiter bei einer Tasse Tee in seinem Büro. Als die ursprünglich katholische Schule 1955 von der Stadt Hanoi übernommen wurde, unterstützte die DDR die neu gegründete Schule mit Spenden und Infrastruktur. Daher der Name. Erst 1992 wurde Deutsch als Fremdsprache eingeführt.

In den vergangenen Jahren hat die Schule mit Unterstützung der Zentral-stelle für das Auslandsschulwesen (ZfA) ihr Deutschangebot erweitert. Die ZfA fördert im Auftrag des Auswärtigen Amts weltweit rund 1.100 Schulen, die das Deutsche Sprachdiplom anbieten – auch die Schüler an der Viet-Duc-Schule möchten dieses Zeugnis am Ende in den Händen halten. Ak-tuell lernen rund 240 Schülerinnen und Schüler Deutsch. Die Kurse haben jeweils 20 bis 30 Teilnehmer und werden von vier vietnamesischen Deutsch-lehrerinnen und zwei Lehrern aus Deutschland unterrichtet. Einer von ihnen ist Stephan Havel. Ich platze unangekündigt in seinen Kurs herein, werde aber freundlich aufgenommen. Die Zehntklässler singen gerade deutsche Weihnachtslieder. „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dafür, dass die Jugendlichen erst seit vier Monaten Deutsch lernen, klingen die Strophen erstaunlich gut. Lehrer Havel lässt die Mu-sik über Beamer und Laptop laufen, den Text haben die Schüler auf Papier vor sich liegen. Dass in diesem Raum Deutschunterricht gemacht wird, ist schwer zu übersehen. An der Wand hängt eine Deutschlandkarte und auf der Tafel steht in großen, bunten Buchstaben „Frohe Weihnachten“. Mit Beam-er, Leinwand und Klimaanlage ist dieser Klassenraum besser ausgestattet als alle, die ich bisher gesehen habe. Der Schulleitung ist das Deutschan-gebot offenbar wichtig. Und ich vermute eine gewisse Fürsorge – vielleicht möchte man den Kollegen aus Deutschland nicht zumuten, im Sommer bei 40 Grad ohne Kühlung zu unterrichten.

Deutschlehrer Stephan Havel – graue Haare, Brille, roter Pullover – wirkt tiefenentspannt. Er ist eher zufällig in Hanoi gelandet. Der Beamte unter-richtet in Berlin normalerweise Spanisch und Französisch. Als er von dem Programm der ZfA hörte, meldete er sich und wurde vom Land Berlin frei-gestellt. Seit fünf Monaten ist er nun in Hanoi und fühlt sich an seiner neuen Schule sichtlich wohl. Ein paar Dinge seien allerdings gewöhnungsbedürf-tig, sagt er. Zum Beispiel, dass die Schüler allesamt bis zu 25 Extrastunden die Woche in Nachhilfeeinrichtungen büffelten. „Da hat man den Eindruck, die

Lernzuwächse kommen eigentlich daher und sind teuer erkaufte. „Er vermutet, dass die Eltern den Kindern Druck machen. „Freiwillig würden die sich das nicht antun.“

Auch der freiwillige Deutschunterricht ist eine zusätzliche Belastung. Acht Stunden pro Woche stehen auf dem Stundenplan. Immerhin wollen die Schüler nach nur zweieinhalb Jahren das Deutsche Sprachdiplom erwerben – und das ist nicht ohne. Die Anforderungen seien hoch, sagt der Sprachlehrer. Mit 16 Jahren sprechen die Schüler ihr erstes Wort Deutsch und mit 18 sollen sie bereits ein Niveau erreichen, das laut Havel dem Niveau entspricht, auf dem deutsche Schüler in Englisch erst nach sieben Jahren sind. Viele absolvieren die Prüfung dennoch erfolgreich. Nach ihrer Motivation gefragt, sprechen die Schüler von einem Studium in Deutschland.

Später am Nachmittag mache ich auch Bekanntschaft mit drei vietnamesischen Deutschlehrerinnen der Schule. Sie treffen sich in dem Klassenraum, den ich schon kenne, um mit Stephan Havel einen Ausflug in die deutsche Grammatik zu machen. Konjunktiv I und II sind das Thema. Anschließend schauen und besprechen sie noch einen Film über deutsche Weihnachtsbräuche. Das Sprachtraining mit den vietnamesischen Kolleginnen gehört zu Havels Aufgaben als ZfA-Lehrkraft. Außerdem unterstützt er die jungen Lehrerinnen dabei, ihren Unterricht methodisch weiterzuentwickeln. Die jungen Frauen haben an der Universität Hanoi Deutsch studiert und wurden von der ZfA didaktisch fortgebildet. „Ihr Wissen über moderne Lehrmethoden entspricht dem einer deutschen Lehrkraft und ihre Sprachkompetenz ist hoch“, sagt Havel. Obwohl sie nie für längere Zeit in Deutschland gelebt haben, sprechen sie fließend und grammatikalisch einwandfrei Deutsch. Die Präsenz von Muttersprachlern ist aus Sicht aller Beteiligten dennoch unverzichtbar. Auch weil die Deutschen landeskundliche Kenntnisse mitbringen, die ihre vietnamesischen Kollegen gar nicht haben können.

Als ich das Schulgelände verlasse, denke ich über Völkerverständigung mittels Sprache nach. Allein durch das schulische Sprachangebot werden hier junge Leute angeregt, Deutschland zu besuchen und dort vielleicht sogar ein Studium aufzunehmen. Sie lernen die deutsche Kultur und Lebensweise kennen und können umgekehrt den Deutschen die vietnamesische Kultur näherbringen.

Eine freundschaftliche Verbindung, die nicht nur an dieser Schule Tradition hat. Die deutsche Sprache ist in Vietnam sehr lebendig. Rund 100.000 Vietnamesen sprechen Deutsch, viele haben in Deutschland, vor allem in der ehemaligen DDR, studiert oder promoviert. Die Verbundenheit mit Deutschland, die sich unter anderem in zahlreichen Schulpartnerschaften, Hochschulkooperationen und gemeinsamen Wissenschaftsprojekten zeigt, ist dadurch besonders groß.

Die Bundesrepublik und Vietnam unterhalten seit 1975, dem Gründungsjahr der Sozialistischen Republik Vietnam, diplomatische Beziehungen. Als die DDR Geschichte wurde, arbeiteten rund 60.000 sogenannte Vertragsarbeiter aus Vietnam in Ostdeutschland. Die meisten sind in ihre Heimat zurückgekehrt. So kommt es auf meiner Reise mehrmals zu unerwarteten Begegnungen wie dieser: „Guten Tag!“ – ein älterer Vietnameser, der in Hanoi als Pförtner arbeitet, spricht mich auf einmal auf Deutsch an. Er habe zu DDR-Zeiten als Schneider in Erfurt gearbeitet, erklärt er mir. Ein kurzes, herzliches Zusammentreffen.

Vietnam und Deutschland sind sich näher, als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Die Generation der Gastarbeiter baut derzeit noch eine Brücke zwischen den beiden Ländern. Lange wird es sie nicht mehr geben. Aber an der „Viet-Duc“ wachsen mit ein bisschen Glück schon die nächsten Brückenbauer heran.

6. Vietnamesische Lehrer – Viel Anerkennung, wenig Geld

Schade, dass ich am 20. November nicht in Vietnam war. Da feierten die Vietnamesen wie jedes Jahr den Tag des Lehrers. Eine Tradition, die ich gerne miterlebt hätte. Die Schüler singen und tanzen und bringen ihren Lehrern Blumen mit. Auch Geldgeschenke sind verbreitet. Während Lehrer in Deutschland Geschenke von einzelnen Schülern oder Eltern nicht annehmen dürfen, ist das Verteilen von Geldscheinen in Vietnam Alltag – auch an den Schulen.

Dabei ist die Grenze fließend: Was ist einfach eine nette Geste und was ist Bestechung? Da Geldgeschenke in Vietnam Glück bringen sollen, gehören die roten, mit Scheinen gefüllten Umschläge zur Kultur. Dennoch werden die Eltern nicht ohne Hintergedanken handeln. Wer weiß, ob ein großzügiges Geschenk nicht dafür sorgt, dass die nächsten Noten ihres Kindes besser ausfallen.

Korruption ist in Vietnam ein flächendeckendes Problem. Die Vietnamesen sind es gewohnt, ständig Geldscheine zu verteilen – an Behörden, Ärzte, Verwalter. Das höre ich immer wieder und niemand scheint sich großartig darüber aufzuregen. So ist es nun mal. Auch im Bildungssystem blüht die Korruption. Ich erfahre von einer Lehrerin, die 4.000 US-Dollar dafür bezahlt hat, dass sie die Schule wechseln konnte. Vorher hatte sie einen weiten Weg zur Arbeit, jetzt arbeitet sie an einer Schule in ihrem Wohnort. An wen das Geld ging, weiß sie nicht. Das Ganze lief über einen Mittelsmann. Vermutlich haben alle Beteiligten etwas abbekommen.

Kein Einzelfall. Viele junge Lehrer müssen zu Beginn ihres Berufslebens in der Provinz arbeiten, da ihnen Geld und Kontakte fehlen. Wer eine begehrte Stelle in der Stadt haben möchte, muss die richtigen Leute schmieren. Und so läuft es überall. Beamtenjobs sind in Vietnam daher extrem beliebt. Sie werden zwar schlecht bezahlt, aber jeder weiß ja, dass man unter der Hand im Staatsdienst kräftig abkassieren kann. Die Bestechungsgelder werden bei der Berufswahl sozusagen mit eingerechnet.

Für die Lehrerinnen und Lehrer gilt das meiner Einschätzung nach jedoch nicht. Gelegentliche Geschenke oder „Gefälligkeiten“ von Eltern ändern ohnehin nichts daran, dass sie in ihrem Beruf nicht reich werden. Ungefähr 240 Euro verdient ein vietnamesischer Lehrer im Schnitt monatlich. Ein vergleichsweise mickriges Gehalt. Jede unterrichtete Stunde wird abgerechnet, bei Krankheit und in den Ferien verdienen sie nichts. Vor allem für junge Frauen ist der Beruf dennoch attraktiv. Er bietet Sicherheit und ist vergleichsweise familienfreundlich. Hinzu kommt, dass für ein Lehramtsstudium keine Studiengebühren anfallen. Ein großer Pluspunkt aus Sicht der weniger wohlhabenden Familien.

Um ihr Einkommen aufzubessern, geben viele Lehrer nebenbei Nachhilfe oder unterrichten abends in Sprachzentren. Ein anstrengender Berufsalltag. Dennoch habe ich den Eindruck, dass die vietnamesischen Lehrer gerne und mit einer hohen Motivation vor der Klasse stehen. Vielleicht liegt es daran, dass sie in ihrem Berufsalltag so viel Anerkennung erleben. Der Respekt vor der Rolle des Lehrers ist in der vietnamesischen Kultur verankert und auch bei der heutigen Schülergeneration zu spüren. Nicht nur am Tag des Lehrers.

7. Konfuzius lässt grüßen

Auf Bildung legen die Vietnamesen traditionell viel Wert. Das bestätigt mir Anke Stahl, die das Regionalbüro des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in Hanoi leitet und mich zum Gespräch eingeladen hat. Lehrer genießen in der Gesellschaft ein hohes Ansehen, das erlebe ich auf meiner Reise immer wieder. Dahinter steckt Konfuzius, der große Lehrer Chinas. Seine Philosophie hat auch die vietnamesische Kultur und Erziehung geprägt, dazu gehören Disziplin und Fleiß sowie der Respekt gegenüber Lehrern und Älteren. Anke Stahl trifft bei ihrer Arbeit junge Vietnamesen, die mit einem Stipendium nach Deutschland an die Uni wollen. „Was die Studierenden auszeichnet, ist vor allem ein enormes Durchhaltevermögen“, sagt sie. Und sie seien sehr fleißig, hätten schon als Jugendliche vor und nach der Schule Stunde um Stunde gelernt. Motzen über zu viele Hausaufgaben – in Vietnam undenkbar.

Beim Blick in Vietnams Klassenzimmer erlebe ich eine vollkommen andere Lernkultur als in Deutschland. In der Regel erteilen die Lehrer klassischen Frontalunterricht. Teilweise könnte das daran liegen, dass Klassen mit 40 oder sogar über 50 Schülern in Vietnam keine Seltenheit sind. Außerdem denken die Vietnamesen traditionell in klaren Hierarchien. Lehrer sind Respektpersonen – es wäre ungezogen, ihnen zu widersprechen.

Beim Lernen spielen dutzendfache Wiederholungen eine wichtige Rolle, sowohl in der Schule als auch in privat bezahlten Förderstunden. Was in Deutschland als stupides Auswendiglernen verpönt ist, gilt in Vietnam als effektiv. Und tatsächlich zeigen Studien für das Fach Mathematik, dass die Schüler durch intensives Üben und Wiederholen nicht nur schneller rechnen können, sondern auch ein tieferes Verständnis für die Materie entwickeln. Experten glauben, dass allein stures Auswendiglernen auch bei Pisa keinen Erfolg bringen kann. Denn der internationale Leistungstest fragt kein eingepacktes Wissen ab, sondern fordert problemlösendes Denken. Die Schüler müssen also begreifen, was sie rechnen, und wofür es gut ist.

In den Unterrichtsstunden, die ich in Vietnam besuche, kommen individuelles Arbeiten sowie moderne, kooperative Lernformen kaum vor. Stattdessen erlebe ich einen Unterricht, der extrem auf den Lehrer fokussiert ist. Das zeigt sich sogar in der Bauweise der Klassenzimmer: Viele Klassenräume haben vor der Tafel eine kleine Empore installiert. Der Lehrer steht somit permanent auf der Bühne. Manchmal ist er sogar mit einem Mikrofon ausgestattet.

Wie wohl überall auf der Welt werden auch hier verschiedene Schülerklischees erfüllt: Die Streber in der ersten Reihe, die fleißig mitmachen, und die Passiven, die hinten sitzen und nicht weiter auffallen. Die mündliche Mitarbeit spielt in vietnamesischen Schulen für die Bewertung keine nennenswerte Rolle. Gelernt wird für Tests und Prüfungen, deren Ergebnisse in die Note einfließen. Außerdem fällt auf, dass die Schüler nicht einhaken oder nachfragen. Ich kann mich tatsächlich an keine einzige Schülerfrage erinnern. Traut sich niemand, etwas zu sagen? Ein Vietnameser, der zeitweise in Deutschland gelebt hat und die kulturellen Unterschiede kennt, erklärt mir, dass der Lehrer in Vietnam immer Recht hat: „Wer etwas nicht versteht, sucht die Schuld bei sich – und nicht beim Lehrer.“ Ähnlich sei das mit den Eltern. „Auch wenn sie streng sind. Ich würde meinen Eltern niemals widersprechen.“

Wie auch in anderen asiatischen Ländern führt das zu einer hohen Leistungsbereitschaft. Die Schüler strengen sich an und sind darauf bedacht, gute Noten mit nach Hause zu bringen. Dabei bekommen sie von ihren Familien jegliche Unterstützung. Vietnamesische Eltern investieren viel Geld in die Bildung ihrer Kinder, bezahlen Förderkurse und Nachhilfestunden.

Und nicht nur die Wohlhabenden lassen sich Bildung etwas kosten. Die Zeitungen bringen Geschichten über Väter, die auf der Straße leben, weil sie ihre Wohnung oder ihr Land verkauft haben, um ihren Kindern ein Studium zu finanzieren. Das Motiv der Eltern ist klar: Bildung ist für sie der Schlüssel zu einem besseren Leben. Und das möchten sie ihren Kindern unbedingt ermöglichen.

Ich bin beeindruckt von den Anstrengungen, die Schüler und Eltern in Vietnam für eine gute Bildung auf sich nehmen. Gleichwohl hat die hohe Leistungsbereitschaft sicher auch ihre Schattenseiten. Gleich von einer verlorenen Kindheit zu sprechen, wäre sicherlich übertrieben – aber die Jugendlichen arbeiten zweifellos hart und haben einen eng getakteten Tag. Vor allem, wenn es aufs Abitur zugeht. In der zwölften Klasse absolvieren die Schüler nach Informationen eines Lehrers bis zu zehn Unterrichtsstunden pro Tag, auch am Wochenende. Nachhilfe sei da mit eingerechnet, Hausaufgaben aber wohl noch nicht. Dementsprechend müde und erschöpft saßen die Jugendlichen manchmal in seinem Unterricht.

Seit 2015 entscheidet die Nationale Oberstufenprüfung am Ende der 12. Klasse darüber, wer einen Studienplatz bekommt. Nur die Besten haben die Chance, an einer staatlichen Universität zu studieren. An der Prüfung nehmen im Schnitt rund eine Million Schulabgänger teil, doch nur jeder dritte erhält einen Studienplatz. Für viele junge Menschen bricht eine Welt zusammen, wenn sie in der entscheidenden Prüfung versagen und ihre eigenen Erwartungen und die ihrer Eltern nicht erfüllen. Das bedeutet nämlich Geichtsverlust – und nichts fürchten die Vietnamesen mehr. Auch das ist in China ähnlich und ein Resultat der konfuzianischen Tradition.

8. Sozialismus im Klassenzimmer

Was ich sehe und was ich höre, passt auf einmal nicht zusammen. Ich sehe Reisfelder, vereinzelte Häuser, eine verlassene Straße. Eine landschaftliche Idylle. Wären da nicht die wiederholten Durchsagen, die blechern-schep-pernd aus alten Lautsprechern schallen. Auch Musik gehört zum Programm, vorzugsweise Märsche oder Volkslieder. Die sozialistische Regierung in Vietnam beschallt das Volk in den Reisfeldern. Ob es will oder nicht.

Ursprünglich hatten die Lautsprecher eine lebenswichtige Funktion: Sie warnten in der Kriegszeit vor Luftangriffen und dienten der Nachrichtenübertragung. Heute wirken sie antiquiert. Zumindest in den Städten sehe ich genauso viele Leute, die auf ihr Smartphone starren, wie in Deutschland. Die Vietnamesen sind längst online. Und dennoch ertönen regelmäßig Lob-

lieder auf die Kommunistische Partei, Informationen und Verhaltensregeln aus den Lautsprechern.

Der staatlich verordnete Sozialismus äußert sich nicht nur in den skurrilen Lautsprecherdurchsagen. Ho Chi Minh, der Vater der Nation, ist allgegenwärtig. In allen Klassenzimmern und vermutlich vielen Wohnzimmern hängt ein Bild von „Onkel Ho“, wie die Vietnamesen den Gründer der Kommunistischen Partei Vietnams liebevoll nennen. Es gibt kaum einen Ort, der dem Nationalhelden nicht eine Statue oder ein Museum gewidmet hat. Den Personenkult nutzen die Parteifunktionäre, um die alten Ideale des Sozialismus zu beschwören. Seit nunmehr über 40 Jahren regieren die Kommunisten das Land – und ihre Botschaften sind nicht zu übersehen. Das Straßenbild ist von Hunderten roter Fahnen mit Hammer und Sichel geprägt. Laternen und Straßenmasten sind großflächig mit kommunistischen Parolen plakatiert. Gleich daneben werben ausländische Firmen für das neueste Tablet oder Auto. Westliche Verlockungen, wohin das Auge reicht. Vietnam zwischen Kommunismus und Kapitalismus.

Seit Beginn der Wirtschaftsreformen in den 1980er Jahren vollführt Vietnam einen Spagat zwischen sozialistischem Einparteiensystem und freier Marktwirtschaft. Die Regierung ist stolz auf den konstanten Wirtschaftsboom und fördert Wachstum und Tourismus. Doch während sich das Land ökonomisch öffnet, bleibt das politische System unantastbar.

Bei meinen Schulbesuchen stelle ich fest, dass die sozialistischen Ideale auch über das staatliche Bildungswesen propagiert werden. Auf dem Stundenplan steht „Moral Education“ als Pflichtfach ab der ersten Klasse. In der Grundschule geht es demnach vor allem um das soziale Miteinander und die Vermittlung von Werten. Themen sind unter anderem die Achtung der Eltern, Höflichkeit und gutes Benehmen. Aber auch der Respekt vor Ho Chi Minh und anderen Nationalhelden der Kommunisten wird schon gelehrt. Mit Fortschreiten der Schullaufbahn wird der Pflichtunterricht zunehmend politisch. Ein Blick auf den Lehrplan zeigt, dass die Heranwachsenden zu einem sozialistischen Patriotismus erzogen werden sollen. So beschäftigen sie sich unter anderem mit dem Marxismus-Leninismus, den Ideen von „Onkel Ho“, der Geschichte der Kommunistischen Partei und der Rolle der Arbeiterklasse – aus einer sehr einseitigen Perspektive.

Nach der Schule geht die ideologische Einflussnahme weiter: Studierende müssen mitunter mehr als zehn Prozent ihrer Unterrichtszeit dem Pflichtfach Politik widmen. Hinzu kommen kulturelle und soziale Aktionen, die von politischen Jugendverbänden organisiert werden und den Studenten ebenfalls die sozialistischen Ideale vermitteln sollen. Wer mitmacht, kann sich Credit Points verdienen.

Besonders irritiert mich, dass vietnamesische Jugendliche schon in der Schule das Exerzieren üben. Der Militärunterricht gehört zur sportlichen Ausbildung und erzeugt für mich ungewohnte Bilder: Oberstufenschüler, die mit Plastikwaffen in der Hand über den Schulhof robben. Ernsthaft oder gekonnt sieht das wahrlich nicht aus, aber der Lehrer sitzt entspannt daneben und überlässt die Kommandos einem Schüler.

Auch an der Hochschule werden militärische Grundkenntnisse vermittelt, sowohl in Praxis als auch in Theorie. Eine Studentin an der Universität Can Tho erzählt mir, dass sie vor Studienbeginn drei Wochen lang geübt hätte, Waffen auseinander zu bauen und zu salutieren. Sie zeigt mir auch gleich den Übungsplatz – eine Fläche mitten auf dem Campus, die man auch zum Fußballspielen nutzen könnte und die nur durch ein paar braune Tarnnetze auffällt.

Allein der Umfang des Pflichtprogramms an Militär-, Moral- und Politikunterricht macht deutlich, dass die Regierung großen Wert auf die kommunistische Erziehung der jungen Vietnamesen legt. Alle staatlichen Schulen und Hochschulen unterstehen der Aufsicht des Bildungsministeriums (MOET). Ich kenne diesbezüglich zwar keine Zahlen, gehe aber davon aus, dass Rektorenstellen und andere Führungsstellen im Bildungswesen in der Regel von Mitgliedern der Kommunistischen Partei besetzt sind. Die Studierenden, die ich nach ihrer Meinung zum Politikunterricht frage, äußern verhaltene Kritik. Das Fach nehme zu viel ihrer wertvollen Studienzeit in Anspruch. Wenn ich mir die jungen Studierenden so anschauere, liegt der Gedanke nahe, dass die politischen Botschaften auch nicht mehr viel mit ihrer Lebenswirklichkeit zu tun haben. Sie leben in einer Gesellschaft, die nach Wohlstand strebt, in der Konsum längst zum Lifestyle gehört und in der die Kluft zwischen Arm und Reich wächst. Gleichzeitig müssen sie sich anhören, dass der Sozialismus für soziale Gerechtigkeit sorgt. In Vietnam jedenfalls tut er das nicht.

Die politische Lage in Vietnam interessiert mich, zumal sie so unmittelbar mit dem Bildungswesen verknüpft ist. Ich lese, dass Kritik am korrupten Staatsapparat streng verboten ist. Dass Blogger und Aktivisten, die sich für mehr Demokratie einsetzen, inhaftiert werden. Dass der Staat die Medien kontrolliert und dass laut Amnesty International jeder sechste Erwachsene als Spitzel für die Staatssicherheit arbeitet. Wenn ich mit Vietnamesen über all das spreche, erlebe ich eine gespaltene Gesellschaft. Während die Älteren noch an den Kommunismus glauben, würde die Jugend am liebsten raus aus Vietnam. Eine Ausbildung und ein Job im Ausland – das wünschen sich viele. Ein alleinerziehender Taxifahrer erzählt mir, dass er seiner Tochter keine gute Bildung bezahlen kann. Ihr Name bedeutet übersetzt „Schnee“. Der junge Mann hat noch nie Schnee gesehen, träumt aber von

einem besseren Leben in Amerika. Die Regierenden würden den Westen verteufeln, ihre eigenen Kinder aber selbst dorthin an teure Schulen schicken. Offene Rebellion? Nein. „Die Vietnamesen haben Angst“, sagt er. Die jungen Leute würden zwar anders denken – aber nicht laut.

Heiligabend verbringe ich bei einer vietnamesischen Familie, die in Hoi An ein paar Zimmer vermietet. Für die Gäste aus Deutschland, Holland und Chile gibt es ein gemeinsames Essen, sogar einen Weihnachtsbaum hat die Familie aufgestellt. Während des Essens kommen wir auch auf politische Themen zu sprechen. Unser Gastgeber, ein ehemaliger Englischlehrer um die 60, ist überzeugt vom Einparteiensystem. Gäbe es mehr Parteien, würden die sich doch nur streiten und nichts voranbringen. So sei es friedlich und sicher.

Die Diskussion ist lebhaft, aber nicht unfreundlich. Zuallererst sei er Patriot, erklärt der Familienvater, und verweist auf die schwierige Geschichte seines Landes. Vietnam hat hart für seine Unabhängigkeit gekämpft. Erst gegen China, dann gegen die Kolonialmacht Frankreich, schließlich im Vietnamkrieg gegen die USA. Kein Wunder, dass die ältere Generation vor allem an Einheit und Stabilität interessiert ist. Bloß nicht die erreichten Fortschritte zunichtemachen.

Auch der wirtschaftliche Aufschwung trägt dazu bei, dass in Vietnam von Rebellion aktuell nichts zu spüren ist. Gleichwohl werden mit dem wachsenden Wohlstand auch die sozialen Missstände immer offensichtlicher. So können die schönen Wirtschaftsdaten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die meisten Vietnamesen auf dem Land immer noch arm sind. Und der Staat bietet Selbstständigen keine ausreichenden sozialen Absicherungen. Nur Wohlhabende können sich im Krankheitsfall eine teure Behandlung leisten. Wer arm ist, muss zum Sterben nach Hause gehen.

So wie ich Vietnam erlebe, spaltet der Sozialismus derzeit die Generationen. Die Kriegsgeneration glaubt noch an das bestehende System. Und die Jüngeren sind zwar unzufrieden, aber eher an Konsum und Kapitalismus interessiert als an Politik. Insofern ist es fast schon sinnbildlich, dass in Vietnams Straßen kommunistische Plakate und Werbeplakate für westliche Produkte direkt nebeneinander hängen.

9. Bildung – eine Frage des Geldes?

Die Vietnamesen begegnen mir fast immer mit großer Offenheit. Das gilt vor allem für Konversationen, die sich zufällig ergeben und ohne förmlichen Rahmen verlaufen: Im Taxi, Café oder an der Bushaltestelle. In derlei privaten Gesprächssituationen äußern die meisten Vietnamesen unbefangen

ihre Meinung. Auch über Probleme und Mängel des Bildungswesens lässt es sich so zwanglos plaudern. Bei schriftlich angefragten Terminen, die – häufig erst nach einigem Hin und Her – offiziell genehmigt wurden, sieht es jedoch etwas anders aus. Da fällt es mir mitunter schwer, hinter die Fassade aus höflicher Zurückhaltung zu schauen. Als ließe man mich zwar ins Haus, hielte aber die meisten Zimmer verschlossen. So werde ich freundlich, aber zügig durch Schulflure und Klassenräume geführt, bekomme Tee serviert – und schöne Worte. Gewiss, die Schulleitung möchte sich und ihre Schule ins beste Licht rücken. Für mich werfen diese Termine allerdings mehr Fragen auf, als sie beantworten.

Schon das Zustandekommen solcher Besuchstermine ist nicht leicht zu durchschauen. Das gesamte Bildungssystem in Vietnam unterliegt strenger staatlicher Kontrolle, in erster Linie durch das Ministry of Education and Training (MOET). Die Entscheidungspraxis ist bürokratisch, auf allen Ebenen. Und wie überall auf der Welt ist es hilfreich, Kontakte zu haben – erst recht in meiner Situation. „Der vietnamesische Staat begegnet Ausländern immer noch mit einem gewissen Misstrauen“, erklärt mir Viet Cuong. Er hat Deutsch studiert und arbeitet für das Hessen-Büro in Hanoi. Seit 2008 unterhält die hessische Landesregierung ein eigenes Büro in Vietnam, um die Beziehungen zwischen dem Bundesland und Vietnam zu pflegen. Viet ist mir bei meiner Recherche eine große Hilfe, denn er fragt Termine für mich an und begleitet mich einige Male als Dolmetscher. „Wir sagen lieber, dass du Studentin bist“, meint er. „Dann ist es einfacher.“ Oftmals warten Viet und ich dennoch lange auf eine Bestätigung der Termine. Und wenn es dann soweit ist, scheinen sich meine Gesprächspartner an ein ungeschriebenes Protokoll zu halten, das ich nicht kenne.

Besonders ratlos hinterlässt mich der Besuch der Mittel- und Oberschule Hong Ha, einer großen Privatschule in Ho-Chi-Minh-Stadt. Zwei Englischlehrer sind abgestellt, um mich herumzuführen. Sie sind stolz darauf, an der privaten Schule zu unterrichten, denn nach eigenen Angaben verdienen sie deutlich mehr als die Lehrkräfte an staatlichen Schulen. Wie viel mehr, das möchten oder dürfen sie mir nicht sagen. Genauso wenig äußern sie sich zu den Schulgebühren, die für den Besuch der Schule erhoben werden. „Wir haben viele schwierige Schüler, die an anderen Schulen nicht zurechtkommen“, erzählt Do Minh Loi in gutem Englisch. Deshalb würden nur die besten Lehrer angeworben. Er selbst hat vorher an einer staatlichen Schule unterrichtet und kennt die Unterschiede.

Die Privatschule Hong Ha wurde vor 20 Jahren gegründet und ist seitdem kontinuierlich gewachsen. Inzwischen zählt sie 2.000 Schülerinnen und Schüler, von denen gut die Hälfte im Internat wohnt. Das Schulgelände liegt an einer befahrenen Straße mit vielen kleinen Geschäften. Hinter der Schul-

mauer erstrecken sich ein betonierter Schulhof und ein mehrstöckiges Gebäude, in dem Klassenräume, Schlafsäle und Mensa untergebracht sind. Da ich eine schicke Eliteschule erwartet habe, bin ich etwas enttäuscht. Es gibt zwar ein bescheidenes Schwimmbecken und einen Fitnessraum, ansonsten ist die Ausstattung aber Standard und hebt sich nicht sonderlich von den öffentlichen Schulen ab, die ich bisher besucht habe. Ein Blick in die Schlafsäle zeigt, dass die Internatsschüler keinerlei Privatsphäre haben. Die Betten stehen dicht gedrängt in mehreren Reihen, 30, vielleicht sogar 40 Schüler teilen sich ein Zimmer. Eine grobe Schätzung, da ich zu schnell weitergeleitet werde, um die Schlafplätze zählen zu können.

Wenig später ist der Rundgang auch schon beendet. Herr Loi ist inzwischen etwas aufgetaut. Wir machen ein paar Fotos und er schickt mir eine Freundschaftseinladung bei Facebook. So kann ich später auf seinem Profil nachlesen, dass der Lehrer Mitte 40, verheiratet und Fan von Manchester United ist. Von seiner Schule kann ich mir allerdings immer noch kein klares Bild machen. Ich habe nicht den Eindruck, dass den Schülern hier aufgrund der Schulgebühren bessere Lernbedingungen geboten werden als an staatlichen Schulen. Jedenfalls was die Ausstattung betrifft. Von einem besonderen pädagogischen Konzept habe ich zumindest nichts erfahren. Andererseits ist die Schule möglicherweise besser darauf eingestellt, Schüler mit Lernproblemen oder Verhaltensauffälligkeiten zum Abschluss zu führen. Und wenn Herr Loi Recht hat, kann sich die Privatschule die besten Lehrer leisten. Spekulationen, nichts Handfestes. Unterm Strich hat mich der Besuch wenig weitergebracht.

Inwiefern ist Bildung in Vietnam eine Frage des Geldes? Diese Frage beschäftigt mich immer wieder. Fast jeder in Vietnam kann lesen und schreiben, fast jedes Kind geht neun Jahre zur Schule. Mit einer Alphabetisierungsrate von über 90 Prozent nimmt Vietnam im internationalen Vergleich einen Spitzenplatz ein. Den Schulbesuch bis zum Abitur können sich die meisten Vietnamesen noch leisten, ein gebührenpflichtiges Studium hingegen nicht. Die Hochschulen in Vietnam finanzieren sich zu 60 Prozent aus staatlichen Zuwendungen, der Rest wird über Studiengebühren eingenommen.

Dabei variiert die Höhe der Studiengebühren stark. Es gibt zwar Stipendienprogramme der Regierung, etwa für Doktoranden, doch davon können nur wenige profitieren. Hinzu kommen die vielen „Gefälligkeiten“, die eine akademische Karriere beschleunigen können. So höre ich beispielsweise, dass eine Promotion im Ausland für Vietnamesen inzwischen angeblich preiswerter sei als in Vietnam, da auf allen Ebenen des Promotionsverfahrens Schmiergelder gezahlt werden müssten.

Wie ich aus meinen Recherchen im abgelegenen Yunnan-Hochland weiß, haben es Kinder aus sozial benachteiligten Schichten und Kinder ethnischer Minderheiten immer noch schwer, Zugang zur Bildung zu erhalten. Aber Bildung ist nicht nur eine Frage des Stadt-Land-Gefälles. Auch der soziale Status spielt eine entscheidende Rolle. Vietnams wohlhabende Eltern bezahlen teure Nachhilfestunden, Auslandsaufenthalte und privaten Musik- und Sprachunterricht, um ihren Sprösslingen beste Zukunftschancen zu verschaffen. Dadurch erhöhen sie die Chancen ihrer Kinder auf einen der begehrten Studienplätze in Vietnam. Eins scheint klar: Die Schere zwischen Arm und Reich geht in Vietnam, wie fast überall auf der Welt, zusehends auseinander – auch oder vielleicht gerade im Bildungsbereich.

10. Berufliche Bildung im Umbruch

Wer in Vietnam etwas auf sich hält, absolviert ein Hochschulstudium. Eine akademische Ausbildung gilt als Nonplusultra – auch das ist Konfuzius' Erbe. Die berufliche Bildung hat hingegen ein gewaltiges Imageproblem. Viele Vietnamesen sehen sie als Bildung zweiter Klasse. Ein Beruf, bei dem man sich die Hände schmutzig macht, ist aus ihrer Sicht nicht so erstrebenswert wie ein Bürojob. Dementsprechend lässt die Nachfrage nach Ausbildungsplätzen im Handwerk zu wünschen übrig.

Doch die berufliche Ausbildung in Vietnam befindet sich im Umbruch. Nicht nur, weil die Zuständigkeit kürzlich vom Bildungsministerium zum Arbeitsministerium gewechselt ist. Im Sommer 2015 ist ein neues Gesetz in Kraft getreten, das erstmals die Verantwortung der Unternehmen für eine bedarfsgerechte Ausbildung anspricht. Die Wirtschaft soll künftig stärker einbezogen werden, damit die Auszubildenden die praktischen Fähigkeiten erwerben, die sie im Berufsleben brauchen. Derzeit leidet die Qualität der Berufsausbildung darunter, dass die Lehre sehr theoretisch ist. In der vietnamesischen Wissenschaftstradition zählten gute Zeugnisnoten mehr als die Fähigkeit, Erlerntes umzusetzen. In der Regel kommen die angehenden Fachkräfte daher erst im Abschlussjahr mit der echten Arbeitswelt in Kontakt – und oft genug dürfen sie während dieser kurzen Praktika nicht mehr machen als Kopieren und Kaffee kochen. Das führt dazu, dass die Absolventen einer beruflichen Ausbildung für den Arbeitsmarkt häufig nur mangelhaft qualifiziert sind. Landesweit beschwerten sich Arbeitgeber seit Jahren, dass gut ausgebildete Fachkräfte fehlen und sie hohe Summen in die Schulung von Arbeitskräften investieren müssen.

Ich brauche eine Weile, bis ich die Strukturen der Berufsausbildung in Vietnam einigermaßen verstanden habe. Es ist ein kompliziertes Gebilde,

mit vielen Anbietern und Zuständigkeiten auf nationaler und lokaler Ebene. Grundsätzlich findet die berufliche Ausbildung in Vietnam in Berufszentren, an Berufsschulen und an privaten und öffentlichen Colleges statt. Dabei ist die Dauer der Ausbildungsgänge sehr unterschiedlich. Eine Schulung für Bauern dauert zum Beispiel nur drei Monate, eine Hotelfachfrau wird sechs Monate angelehrt und ein Automechaniker ein Jahr. Darüber hinaus stellen die Colleges beruflich orientierte Studiengänge bereit, die in zwei bis dreieinhalb Jahren zum Abschluss führen.

Ein solches College schaue ich mir in Hanoi an. Rund 3.000 Schüler besuchen das College für Handel und Tourismus, das 15 verschiedene Ausbildungsgänge anbietet. Ich finde bei meinem Termin vor allem viele leere Unterrichtsräume vor. Die meisten Schüler sind anderweitig beschäftigt – da in der kommenden Woche Prüfungen anstehen, wird wohl fleißig zu Hause gelernt. In einer Lehrküche bekomme ich dann aber doch noch etwas zu sehen, und zwar kunstvoll geschnittenes Obst und Gemüse. Das Handwerk gehört in Vietnam zur Grundausbildung von Köchen. Die Auszubildenden tragen weiße Kochjacken, auf den Tischen liegen Karotten, Tomaten und Melonen. Mit scharfen Messern wird behutsam geschnitten, geschält und geschnitzt. Die Wassermelone gehört in diesem Metier zu den Klassikern, da sie dreifarbig ist. Je nachdem, wie tief man schneidet, ist rotes Fruchtfleisch, weiße Haut oder grüne Schale zu sehen. Es dauert mehrere Stunden, die obere Hälfte einer Melone in eine dekorative Blüte zu verwandeln. Ein falscher Schnitt und aus der Arbeit wird Kompost.

Während ich noch die filigrane Schnitzkunst bewundere, erzählt mir eine Mitarbeiterin des Colleges, dass die Küchengeräte von Italien gespendet wurden, darunter moderne Spülmaschinen für den Gastronomiebereich. Damit können die Schüler für den späteren Berufsalltag üben. Auch eine Hotelrezeption und eine Bar hat das College für den praktischen Teil der verschiedenen Ausbildungsbereiche nachgebaut. Die Ausstattung wird teilweise über Studiengebühren finanziert. Anders als in Deutschland müssen Lehrlinge in Vietnam für ihre Ausbildung bezahlen. Am College für Handel und Tourismus liegen die Gebühren nach eigenen Angaben bei rund 28 US-Dollar im Monat. Dass die berufliche Ausbildung in Vietnam damit deutlich günstiger ist als ein Hochschulstudium, hat bisher nichts daran geändert, dass sie für Schulabgänger eher unattraktiv ist.

Neuerdings scheint jedoch ein Umdenken einzusetzen – die berufliche Bildung wurde zuletzt zunehmend nachgefragt. Ein Grund dafür liegt in der hohen Arbeitslosigkeit unter Studienabgängern. Die Jobaussichten für Hochschulabsolventen sind bescheiden: Nur einer von drei findet einen Job in dem Bereich, in dem er ausgebildet wurde. Die anderen suchen sich entweder eine Stelle außerhalb ihres Kompetenzbereichs oder sind arbeitslos.

Im Schnitt verdient ein Bachelor-Absolvent 250 US-Dollar im Monat. Ein Studium zahlt sich in Vietnam also nicht unbedingt aus.

Dann doch lieber eine handfeste Berufsausbildung, denken sich offenbar immer mehr Schulabgänger. Ob der Trend sich fortsetzt, wird stark davon abhängen, ob es der vietnamesischen Regierung gelingt, die berufliche Bildung zu modernisieren. Eine Vision wurde bereits formuliert: Bis 2030 sollen 55 Prozent der Vietnamesen über eine fundierte Berufsausbildung verfügen. Im Moment liegt die Quote nur bei 30 Prozent.

11. Neue Probleme, neue Berufsbilder

Dass Vietnam ein Müllproblem hat, bemerke ich auf meiner Reise immer wieder. Aber nirgends ist es so offensichtlich und erschreckend wie auf Phu Quoc. Vietnams größte Insel liegt im Golf von Thailand, nur einen Katzensprung vom kambodschanischen Festland entfernt, und entwickelt sich gerade im Zeitraffer zum Touristenmagneten. Die holprigen Schotterpisten weichen asphaltierten Straßen, an der Küste entstehen gigantische Hotelanlagen und der internationale Flughafen sorgt seit einigen Jahren für steigende Besucherzahlen. Mit dem Ausbau der touristischen Infrastruktur wachsen allerdings auch die Müllberge. Als ich mit dem Roller die Insel erkunde, komme ich an schier endlosen Müllkippen vorbei. Der Gestank ist so unerträglich wie der Anblick: Die ehemalige Trauminsel droht im Müll zu ersticken.

Es ist ein trauriges, fast schon gewohntes Bild: Am Straßenrand und an den weniger touristischen Stränden sammelt sich der Dreck. Beim Anblick der zahllosen Plastikflaschen bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Mindestens drei Wasserflaschen verbrauche ich bei der Hitze selbst jeden Tag. Auch wenn ich sie in die Mülltonne werfe, heißt das nicht, dass sie fachgerecht entsorgt werden. Die Mülldeponien in Vietnam sind oft veraltet und hoffnungslos überlastet, sie können die wachsenden Abfallmengen nicht bewältigen. So landet ein erheblicher Teil des Mülls in der Umwelt. Auf einer Insel mag sich dieses Problem potenzieren, aber es betrifft das ganze Land.

Die Vietnamesen tragen dazu bei, indem sie ihren Abfall mitunter einfach vor die Tür werfen oder am Straßenrand verbrennen. Am Mekong stelle ich fest, dass auch der lebenswichtige Fluss als Mülltonne dient. Dabei sind sich die Anwohner der Problematik offenbar nicht bewusst. Jedenfalls lächeln sie mich freundlich an und pfeffern im nächsten Moment ihren Müll ins Wasser. Schwer zu ertragen, wenn man mit dem grünen Punkt aufgewachsen ist.

Aber es tut sich was, das Umweltbewusstsein der Vietnamesen wächst. Im Kampf gegen die Vermüllung setzt die Regierung unter anderem auf Bil-

dung. In den Schulen sollen die Kinder lernen, was es mit dem Umweltschutz auf sich hat. Außerdem entstehen ganz neue Berufsbilder und Ausbildungsgänge. In Ho-Chi-Minh-Stadt, am College of Technology, treffe ich Hoang Mai Phan. Mai spricht fehlerfrei Deutsch. Sie hat in Dresden Abfallwirtschaft studiert und insgesamt 15 Jahre in Deutschland gelebt. Jetzt aber hat sie ein Projekt zurück in ihr Heimatland geführt: Als Teamleiterin sorgt sie dafür, dass in Vietnam die ersten Fachkräfte für Abwassertechnik ausgebildet werden – und zwar nach deutschem Vorbild.

Der erste Jahrgang hat im November 2015 angefangen und besteht aus 22 Auszubildenden, die glänzende Jobchancen haben. Die Regierung lässt in Vietnam derzeit zahlreiche Kläranlagen bauen, denn der Nachholbedarf ist alarmierend: Nur etwa zehn Prozent der Haushalte in vietnamesischen Städten sind an die Kanalisation angeschlossen. In ländlichen Gegenden wird Abwasser gar nicht aufbereitet. „Aber was nützen neue, hochmoderne Anlagen, wenn es kein Personal gibt, das sie bedient?“, fragt Mai. Damit spricht sie ein weit verbreitetes Problem an: Auch in vielen anderen Industriebereichen fehlen solide ausgebildete Facharbeiter. Das vietnamesische Ausbildungssystem konnte mit der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahre nicht Schritt halten.

Um bei der Modernisierung der beruflichen Bildung zu helfen, hat die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) im Auftrag der Regierungen beider Länder das Abwasserprojekt gestartet. Ich bin begeistert, als ich davon erfahre. Jahrelang habe ich gehört, dass das duale Ausbildungssystem aus Deutschland ein Exportschlager sei, nun kann ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen. Aber Teamleiterin Mai nimmt mir gleich den Wind aus den Segeln: Das weltweit gelobte deutsche Modell würde in Vietnam nicht funktionieren. Sie spricht deshalb auch nicht von einer „dualen Ausbildung“, sondern von einer „kooperativen Ausbildung“. Das deutsche Modell ließe sich nicht importieren, weil in Vietnam die Wirtschaft mit der Ausbildung traditionell nichts am Hut hat. Es existiert auch kein geeignetes Pendant zu den deutschen Kammern. Stattdessen ist die Ausbildung alleinige Sache der Bildungseinrichtungen. In diesem Fall das College, das mit rund 5.000 Auszubildenden und 19 Berufsbildern zu den größten Ausbildungsstätten des Landes gehört.

Um eine Verzahnung von Praxis und Theorie zu gewährleisten, wurden die Betreiber der Kläranlagen bei der Entwicklung des Lehrplans und der Ausbildungsstandards von Beginn an eingebunden. Das war Neuland und Mai musste viel Überzeugungsarbeit leisten – schließlich decken 22 Lehrlinge, die erst einmal drei Jahre ausgebildet werden, nicht den akuten Bedarf der Wirtschaft. Auch spezielle, kürzere Schulungen für Facharbeiter der Kläranlagen sind daher Teil des Projekts. Die Workshops werden von Ab-

wasserexperten aus Deutschland geleitet, die auch die Weiterbildung des Lehrpersonals am College und der betrieblichen Ausbilder übernommen haben.

Das Besondere an der neuen Ausbildung zur Abwasserfachkraft sind die intensiven Praxisphasen. Ab dem ersten Semester lernen die Azubis auch im echten Betrieb. So können sie praktische Fähigkeiten erwerben und schnell überprüfen, ob der Beruf tatsächlich etwas für sie ist – die Arbeit in einer Kläranlage ist schließlich nicht jedermanns Sache. Aber Mai ist zufrieden; nach dem ersten Jahr sind noch alle Auszubildenden an Bord.

Thai Phuong ist einer von ihnen. Er schätzt vor allem den Praxisbezug und die guten Beschäftigungsmöglichkeiten, die ihm der Abschluss bietet. „Außerdem bin ich in der Nähe einer Müllkippe aufgewachsen“, erzählt er. Er habe also schon früh ein Bewusstsein für die Umwelt entwickelt. Mit seiner Arbeit möchte der junge Vietnameser dazu beitragen, dass sein Land sauberer wird.

Beim Thema Sauberkeit fällt mir die Leidenschaft der Vietnamesen fürs Kehren ein. Ihre typischen Reisisgen scheinen niemals stillzustehen. Das Haus, der Vorgarten, die Straße – ja, sogar der Strand – alles wird feinsäuberlich gefegt. Für mich ist Vietnam daher auch das Land der Besen. Und das ist doch hoffentlich eine gute Voraussetzung dafür, die drängenden Müll- und Abwasserprobleme in den Griff zu bekommen.

12. Nichts geht über Studieren

Einer meiner ersten Ausflüge in Vietnam führt mich in den Westen der Altstadt von Hanoi. Dort steht so eine Art Tempel des Wissens: Fünf ummauerte Innenhöfe, die durch kunstvoll gestaltete Tore oder Pavillons miteinander verbunden sind und zu einem gemütlichen Spaziergang einladen. Verwachsene Bäume, steinerne Parkbänke und sorgsam gepflegte Rasenflächen machen aus der Anlage einen Ort der Ruhe. Der Literaturtempel „Van Mieu“ ist eine der geschichtsträchtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt und zugleich Vietnams älteste Universität. Vor fast 1.000 Jahren ließ Thanh Thon, der dritte Kaiser der damals herrschenden Ly-Dynastie, das Bauwerk zu Ehren von Konfuzius errichten. Ein Tempel im religiösen Sinne war es nie. Im Jahr 1076 wurde hier Vietnams erste Akademie eingerichtet. Ein Studium war den Söhnen der Herrscher und den hochbegabten Söhnen der Bürgerlichen vorbehalten. Seit 1915 wird der Komplex nicht mehr zu Unterrichtszwecken genutzt, doch er bleibt den Literaten und Gelehrten des Landes gewidmet. Bis heute ist der Literaturtempel Vietnams berühmteste

Stätte der Wissenschaft und Lehre – und damit für mich der perfekte Ort, um mich auf mein Thema einzustimmen.

Ich blättere im Reiseführer, während ich die Sehenswürdigkeiten der einstigen Universität erkunde: Die Statue des großen Gelehrten Konfuzius, das Gebäude, in dem die Schiffsäle der Schüler untergebracht waren, eine große Holztrommel, die zu den Zeremonien geschlagen wurde, und die berühmten Stelen, auf denen die Namen und Ergebnisse der Absolventen eingraviert und so für die Nachwelt festgehalten wurden. Die Prüfungen im Literaturtempel galten seinerzeit als die schwierigsten des Landes, sie waren bekannt für ihre hohe Durchfallquote. Von der Bewunderung, die erfolgreichen Prüflingen entgegengebracht wurde, zeugen die mächtigen Steintafeln. Jede steht auf dem Rücken einer steinernen Schildkröte – ein Zeichen der Anerkennung, denn die Tiere sind in der vietnamesischen Kultur heilig und symbolisieren Weisheit und ewige Existenz.

Inzwischen werden unweit der Monumente knallige Souvenirs verkauft und nicht Studenten, sondern Touristen bevölkern die ehrwürdige Tempelanlage. Dennoch spüre ich hier, zwischen den traditionsreichen Bauwerken des Literaturtempels, immer noch eine tiefe Ehrfurcht vor dem Lernen und der akademischen Lehre. Eine Ehrfurcht, die seit jeher dazu beiträgt, dass in der Auffassung vieler Vietnamesen nichts über ein Hochschulstudium geht.

Der Gründung der landesweit ersten Universität in Hanoi folgten bis heute viele weitere Hochschulgründungen: Inzwischen gibt es über 400 staatliche und private Hochschulen im Land. Schon in den 1990er Jahren hat Vietnam begonnen, das sowjetisch geprägte Hochschulsystem zu reformieren und Masterstudiengänge einzuführen. Heute ist die vietnamesische Hochschullandschaft ausgesprochen vielfältig. Es gibt nationale Universitäten und regionale Universitäten, Forschungsinstitute und Akademien, ganzheitliche und spezialisierte Hochschulen, private und staatliche. Universitäten haben Bachelor- und Masterprogramme, außerdem bieten sie Promotionen an und spezielle Berufsabschlüsse wie in der Medizin. Daneben gibt es Colleges, die nach deutschem Verständnis eher dem Berufsbildungswesen zuzuordnen sind. Sie bieten kürzere, praxisorientierte Studiengänge an, dürfen aber keinen universitären Abschluss vergeben.

In den vergangenen Jahren hat das Hochschulsystem kräftig expandiert. Waren im Jahr 2000 erst rund 900.000 Studierende eingeschrieben, so stieg die Zahl auf 2.363.942 Studierende im Jahr 2015, davon 323.400 an Colleges (General Statistics Office Vietnam). Die Qualität der akademischen Ausbildung ist jedoch nicht überall so schnell gestiegen wie die Studierendenzahlen. Viele Universitäten sind auf internationaler Ebene derzeit nicht wettbewerbsfähig. „Zu den Problemen des Bildungssystems zählen eine von Korruption geplagte Administration, eine oft unzureichende materiel-

le Ausstattung der Lehreinrichtungen, Qualitätsmängel bei der Lehrer- und Dozentenausbildung sowie die Überfrachtung der Lehrpläne“, heißt es in einem Bericht des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD) von 2016. Auch die vietnamesische Regierung sieht bei den Universitäten offenbar erheblichen Nachholbedarf. Sie verfolgt eine umfassende Erneuerung des Hochschulsektors und hat mit der „Higher Education Reform Agenda“ (HERA) Ziele formuliert, die bis zum Jahr 2020 erreicht werden sollen. Der Anteil promovierter Dozenten am Lehrpersonal soll demnach zum Beispiel auf 35 Prozent erhöht werden, die Forschungsaktivitäten der Hochschulen sollen verstärkt werden und die Immatrikulationsrate eines Jahrgangs soll auf 45 Prozent weiter steigen.

Wie diese Ziele konkret umgesetzt werden sollen und welche Hürden es auf dem Weg zu einem zukunftsfähigen Hochschulsystem noch gibt, möchte ich im Bildungsministerium direkt nachfragen. Leider bekomme ich dort keinen Interviewtermin, aber immerhin kann ich einige Tage später das Zentrum für Bildung und Forschung in Hanoi besuchen. Das Institut betreibt Bildungsforschung unter dem Dach des Ministeriums und hat nach eigenen Angaben eine beratende Funktion. Die Mitarbeiter analysieren und bewerten unter anderem Curricula und Lehrbücher, um anschließend Vorschläge für eine Modernisierung des Lehrbetriebs an Schulen und Hochschulen zu machen. Ich treffe auf zwei freundliche Wissenschaftlerinnen mittleren Alters, die einen kompetenten und klugen Eindruck auf mich machen. Ihre Aussagen zum vietnamesischen Bildungssystem sind weitgehend deckungsgleich mit denen, die deutsche Experten, etwa vom DAAD, treffen. Die Lehre an den Unis sei zu theorielastig und nicht am Arbeitsmarkt orientiert. Die Hochschulen bräuchten mehr Autonomie und sollten ihre Forschungsarbeit intensivieren. Die Qualifikation der Dozenten ließe zu wünschen übrig – und immer so weiter. Ich bin beeindruckt: Was ich hier präsentiert bekomme, ist keine Schönfärberei, sondern eine wissenschaftlich-nüchterne Bestandsaufnahme. Wenn die Funktionäre der Kommunistischen Partei auf diese Forscherinnen hören, sind sie sicher nicht schlecht beraten.

Während die Regierung darauf hinwirkt, die heimischen Universitäten zu stärken, suchen junge Vietnamesen in der Ferne die Bildung, die sie zu Hause (noch) nicht finden. Nach Informationen des DAAD, der seit 2003 mit einem Büro in Hanoi vertreten ist, studieren derzeit rund 63.000 Vietnamesen im Ausland. Die beliebtesten Zielländer sind die USA, Australien und Japan, die teilweise offensiv um internationale Studenten werben. Auch Deutschland steht als Studienland hoch im Kurs und liegt im europäischen Vergleich auf Rang drei hinter Frankreich und Großbritannien. Es hat sich wohl herumgesprochen, dass das Studium in Deutschland gebührenfrei ist, zudem kann die Bundesrepublik mit ihrer Wirtschaftskraft und

einem stabilen Arbeitsmarkt punkten. Aber auch die Forschungsstärke und die hohe Reputation deutscher Universitäten tragen dazu bei, dass Studienanfänger und Bachelorabsolventen aus der wachsenden Mittelschicht den Blick immer öfter nach Deutschland richten. Das ist ganz im Sinne der vietnamesischen Regierung, die aus Weltbankmitteln staatliche Stipendien für Masterstudien und Promotionen im Ausland finanziert. Da das eigene Hochschulsystem den Bedarf an gut ausgebildeten Nachwuchswissenschaftlern derzeit nicht decken kann, steht Vietnam internationalen Kooperationen zunehmend aufgeschlossen gegenüber. Diese sollen insbesondere in den Ingenieur-, Wirtschafts- und Naturwissenschaften vietnamesischen Nachwuchswissenschaftlern und Doktoranden die Möglichkeit bieten, im Ausland zu forschen und sich akademisch weiter zu qualifizieren. Wie sehr Vietnam bei der Qualifizierung des Nachwuchses auf Studien- und Forschungsaufenthalte im Ausland angewiesen ist, zeigt ein Blick auf die Reformagenda HERA: Die Hälfte der bis 2020 angestrebten Promotionen soll demnach im Ausland erfolgen, mit anschließender Rückkehr der Absolventen ins vietnamesische Wissenschaftssystem. Noch sind viele der Kooperationen mit ausländischen Hochschulen allerdings Einbahnstraßen. Das spärliche Angebot an englischsprachigen Studiengängen führt dazu, dass Vietnams Hochschulen für internationale Studierende nicht sonderlich attraktiv sind. Allenfalls Studierende aus den Nachbarländern Laos und Kambodscha finden derzeit den Weg an vietnamesische Universitäten.

Zu den renommiertesten und größten Hochschulen des Landes zählt die Nationaluniversität Hanoi, die innerhalb der vietnamesischen Bildungslandschaft eine wichtige Rolle einnimmt. An einem Mittwochnachmittag besuche ich dort das Deutsch-Institut, das allem Anschein nach gut vernetzt sein muss: In den Räumlichkeiten der Abteilung hängen jede Menge Fotos, die Aufenthalte von Studierenden und Mitarbeitern in Deutschland dokumentieren oder deutsche Besucher und hochrangige Repräsentanten auf dem Universitätsgelände in Hanoi zeigen. Mit Partnern wie der Universität Gießen, dem Deutschen Akademischen Auslandsdienst oder dem Goethe-Institut pflegt man hier gute Verbindungen. Nguyen Thi Kim Lien ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Deutsche Sprache und erzählt mir in perfektem Deutsch, dass im Bachelor-Studiengang aktuell rund 300 Studierende eingeschrieben sind. Die Studiengebühren liegen bei etwa 180 Euro pro Semester. Viele Studenten leben im Wohnheim auf dem Campus oder bei den Eltern und arbeiten neben dem Studium bereits als Sprachlehrer. „Ich sehe das kritisch, denn sie sind dafür eigentlich noch gar nicht ausreichend qualifiziert“, sagt Nguyen Thi Kim Lien. Sie selbst hat als Deutsch-Studentin an der Nationaluniversität angefangen. Damals hatte sie keinerlei Bezug zur deutschen Sprache oder Kultur. Das änderte sich jedoch

spätestens mit einem Aufenthalt als Au Pair-Mädchen. „Ich habe Freunde gefunden und das Land kennengelernt. Besonders beeindruckt hat mich der Naturschutz in Deutschland.“ Von ihrer Tätigkeit an der Universität kann Nguyen Thi Kim Lien nicht leben. Hochschullehrer verdienen umgerechnet 300 bis 500 Euro im Monat – zu wenig, um davon in der Hauptstadt Hanoi eine Familie zu ernähren. Wie die meisten ihrer Kollegen hat sie diverse Nebenjobs. Ein strukturelles Problem im akademischen Mittelbau der Universitäten, denn die hohe Arbeitsbelastung erschwert vielen vietnamesischen Wissenschaftlern die eigenständige Forschung.

Auf meinem Weg durch das Uni-Gebäude komme ich an verschiedenen Abteilungen vorbei. Die Fremdsprachen-Uni bietet neben Deutsch auch Englisch, Spanisch, Französisch, Chinesisch, Russisch, Italienisch, Portugiesisch, Japanisch und Koreanisch an. Ich stoppe bei einem Sprachkurs für Deutschstudenten, denn ich möchte einen Eindruck davon bekommen, wie der Unterricht hier an der Uni abläuft. In dem kleinen Raum sitzen gut 20 junge Frauen und lernen die deutsche Sprache. Auch die Lehrkraft ist weiblich. Immer wieder erlebe ich in Vietnam, dass die Lehrer, ob an Schulen oder Universitäten, mir spontan Einlass gewähren. Auch hier darf ich mich nach einer kurzen Erklärung einfach dazu setzen und den Unterricht verfolgen. In der Stunde geht es darum, das Hörverstehen zu trainieren. Die Dozentin spielt am Laptop nach und nach ein Audio ab: Eine männliche Stimme erzählt von einem Unternehmen, das sich neu aufstellen muss. Begriffe wie „Fertigungsmodule“, „Prozentsatz“ und „Entwicklungsaufwendungen“ fallen. Die Studentinnen sollen auf Nachfrage wiedergeben, was sie davon verstanden haben. Die Rückmeldungen sind äußerst verhalten, kaum jemand meldet sich zu Wort. Die Dozentin spricht trotzdem fast ausschließlich Deutsch mit dem Kurs und wirkt auf mich zugewandt und enthusiastisch. Es tut mir fast ein bisschen leid, dass es so schleppend läuft. Aber vielleicht dauert es einfach eine Weile, bis die Studentinnen ihre Schüchternheit ablegen.

Wenn die jungen Frauen ihr Studium an der Nationaluniversität beendet haben, werden sie vielleicht zur Feier des Tages den Literaturtempel besuchen. Regelmäßig treffen sich dort Graduierte, um zwischen Gärten, Ahnentafeln und Altären ihren Abschluss zu zelebrieren. Konfuzius, dem Vietnams erste Universität gewidmet ist, würde die fortschreitende Akademisierung des Landes sicher befürworten. Schließlich vertrat er die Lehre, dass jeder Mensch lernen soll – nicht nur die Reichen und Mächtigen. Während der Literaturtempel einst nur wenigen Auserwählten Zugang zu höherer Bildung gewährte, verlassen heute jedes Jahr rund 400.000 Absolventen die Hochschulen, überwiegend mit einem Bachelorabschluss. Ein Hochschulstudium wird für die meisten Berufe im Dienstleistungssektor vorausgesetzt. Es ist

daher auch der Wandel der Wirtschaft, der immer mehr Menschen in Vietnam an die Universitäten treibt – ganz im Sinne der konfuzianischen Mentalität, nach der alle vorankommen können, wenn sie lernen. Damit steht der Literaturtempel nicht nur für ein Stück glanzvolle Vergangenheit, sondern auch für eine Tradition, die das Bildungsland Vietnam bis in die Moderne hinein prägt.

13. Modelluniversitäten als Impulsgeber

Weg von dem alten, sowjetisch geprägten System hin zu offeneren, moderneren Strukturen. Gerade in der Wissenschaft treibt Vietnam ehrgeizige Reformen voran, um auf ein international konkurrenzfähiges akademisches Niveau zu kommen. Die vietnamesische Regierung setzt dabei bewusst auf internationale Unterstützung und hat die Entwicklung von vier Spitzenuniversitäten mit ausländischer Beteiligung zu einem Eckpfeiler ihrer nationalen Hochschulpolitik gemacht. Bis 2020 sollen die sogenannten „New Model“-Universitäten zu den besten 200 Hochschulen der Welt gehören.

Als erste hat sich die Vietnamese-German University (VGU) auf den Weg gemacht. Sie wurde 2008 nach deutschem Vorbild gegründet und befindet sich etwa eine Autostunde von Ho-Chi-Minh-Stadt entfernt in der Provinz Binh Duong. Der recht abgeschiedene und verlassene Campus sieht auf den ersten Blick nicht gerade nach Aufbruch aus. Von hier sollen also wegweisende Impulse ausgehen.

„Ich war der Erste“, begrüßt mich Trinh Hoang Nam Long voller Stolz. Der erste eingeschriebene Student an der Vietnamese-German University. Wie es dazu kam? Nun ja, er sei am Anmeldetag nicht mal früh da gewesen – aber allein auf weiter Flur. Damals hatten noch nicht viele von der neuen Universität gehört. Viel zu überlegen gab es für Long nicht. Da nur ein einziger Studiengang angeboten wurde, schrieb er sich kurzerhand für Elektrotechnik ein. Nach dem Bachelor folgte der Master und dann wurde er auch noch der erste VGU-Absolvent, der einen Job an der Uni bekam. Mit Elektrotechnik hat seine Stelle nicht viel zu tun. Long kümmert sich vor allem ums Marketing. Der junge Vietnamese mit typischem Kurzhaarschnitt trägt ein modisches Hemd und spricht hervorragend Englisch und gut Deutsch. Als Student schätzte er an seiner Uni vor allem die deutschen Professoren, die zum Unterrichten eingeflogen werden. Sie hätten eine neue Art der Lehre mitgebracht. „Die vietnamesischen Dozenten reden einfach nur und die Studenten schreiben mit. Da gibt es weniger Interaktion“, sagt er. Durch die modernen Lehrmethoden hätte er fachlich viel von den Deutschen gelernt. „Und Pünktlichkeit“, ergänzt Long und lacht.

Die Vietnamese-German University ist eine staatliche vietnamesische Universität, die jedoch ein Höchstmaß an akademischer Freiheit genießt. Und – auch das ist für Vietnam völlig neu – sie verfolgt das deutsche Modell der Einheit von Forschung und Lehre. Traditionell bilden die Hochschulen im Land nur aus, geforscht wird an speziellen Forschungsinstituten. Vor allem die mickrigen staatlichen Forschungsgelder und die hohe Arbeitsbelastung erschweren den vietnamesischen Wissenschaftlern die eigenständige Forschung.

An der VGU soll sich die Forschung vor allem auf die Bereiche Erneuerbare Energien, Wassertechnologie, nachhaltige Stadtentwicklung, Umwelttechnik und Biologietechnologie konzentrieren. Alles Themen, die für die Entwicklung des Landes als besonders wichtig gelten. Die Studiengänge an der VGU führen zu einem deutschen Abschluss und werden in Kooperation mit Partneruniversitäten aus ganz Deutschland angeboten. Ihre Professoren reisen als „Flying Faculty“ nach Ho-Chi-Minh-Stadt und geben ihr Wissen in Blockseminaren weiter. Unterstützt werden sie von vietnamesischen Dozenten. In den kommenden Jahren soll der Anteil der „Fliegenden Fakultät“ abgesenkt und durch qualifizierte vietnamesische und internationale Professoren ersetzt werden. Unterrichtssprache ist Englisch, aber auch Grundkenntnisse in Deutsch können die Studierenden erwerben. Das Land Hessen und das Bundesministerium für Bildung und Forschung stecken pro Jahr jeweils 1,5 Millionen Euro in das Prestigeprojekt.

Während die Dozenten kommen und gehen, ist Jörg Franke als Koordinator für den Bachelorstudiengang Maschinenbau dauerhaft vor Ort. In Deutschland war der Ingenieur zuletzt an der Universität Siegen beschäftigt. Seit 2012 wirkt er beim Aufbau der Vietnamese-German University mit. Die vietnamesischen Studenten beschreibt er als wissbegierig, zurückhaltend, aber durchaus fordernd – immerhin bezahlen sie jährlich bis zu 2.800 Euro Studiengebühren. „Die wissen genau, was sie wollen. Die Motivation, einen höheren Bildungsabschluss zu erreichen, ist viel stärker ausgeprägt als in Deutschland“. Im Auswendiglernen seien die Studenten dank ihrer Schulbildung extrem gut. Schwierigkeiten hätten sie hingegen mit etwas unklaren Aufgabenstellungen. „Die meisten lernen aber schnell, Probleme kreativ und eigenständig zu lösen.“ Diese westlich geprägte Lehre, die Wert auf Eigeninitiative und analytisch-kritisches Denken legt, ist Jörg Franke wichtig. Die Studierenden wüssten dieses Konzept ebenso zu schätzen wie den entspannten Umgang zwischen Lehrenden und Lernenden.

Die Modellhochschule wächst – gemächlich, aber systematisch. Mit einem Kredit der Weltbank wird bis 2020 ein neuer Campus gebaut, der Platz bietet für moderne Forschungslabore, eine Bibliothek, Fakultätsgebäude und Studentenwohnheime für bis zu 12.000 Studierende. Aktuell sind

erst etwas mehr als 1.200 Studierende in sieben Master- und vier Bachelorstudiengängen eingeschrieben. Dass es noch nicht mehr sind, liegt auch daran, dass qualifizierte Bewerber schwer zu finden sind. Bei vielen Schulabgängern hapert es schon an den erforderlichen Englischkenntnissen. Zudem müssen Bachelorstudenten eine Aufnahmeprüfung der Universität bestehen, um zugelassen zu werden: Der standardisierte Test für Ausländische Studierende (TestAS) wurde in Deutschland entwickelt und testet die Studierfähigkeit der Kandidaten. Wer angenommen wird, absolviert zunächst ein obligatorisches Vorbereitungsjahr, das vor allem das Englischniveau der Studierenden verbessern soll. Rund 380 Absolventen der Bachelor- und Masterstudiengänge haben bisher ihr Studium an der VGU erfolgreich abgeschlossen (Stand 2016).

Im Gespräch mit dem Präsidenten wird schnell klar, dass die Hochschule ehrgeizige Ziele verfolgt. „Wir wollen die beste Universität in Südostasien werden“, sagt Prof. Dr. Ha Thuc Vien, der seinerzeit als Doktorand in Berlin auch das deutsche Hochschulsystem kennen gelernt hat. Doch die Konkurrenz in Vietnam schläft nicht. Nach der VGU wurden drei weitere staatliche Modelluniversitäten gegründet und zum Jahresende 2016 eröffnete in Ho-Chi-Minh-Stadt feierlich die US-amerikanische Fulbright University. Für den Präsidenten der VGU ein Grund mehr, den Wachstumskurs fortzusetzen – und für Vietnam ein weiterer Meilenstein auf dem Weg zu einer modernen, vielfältigen Hochschullandschaft.

14. Zwischen Uni und Elternhaus

Lange bevor die Sonne aufgeht, schippern die ersten Frachter über den breiten Fluss – vollgeladen mit Bergen aus Ananas, Mangos, Süßkartoffeln, Melonen, Kokosnüssen und Zuckerrohr. Das Tuckern der alten Dieselmotoren kündigt die schwimmenden Marktstände schon aus der Ferne an. An langen Stangen baumelt am Bug die jeweilige Ware, weithin sichtbar für Interessenten. Die Händler sind mitten in der Nacht aufgebrochen, um früh genug auf dem Markt zu sein. Geschickt steuern sie ihre bunten Holzboote durch die trüben Fluten, verhandeln von Reling zu Reling und laden zentnerweise Lebensmittel von einem Boot ins andere. Ist das geschäftige Treiben vorbei, verschwinden sie wieder in den verwinkelten Kanälen und Flussarmen, die das Leben im Mekong-Delta seit Menschengedenken bestimmen. Die meisten Menschen arbeiten in der Landwirtschaft und der Fischzucht. Manche Dörfer im Delta, der sogenannten Reiskammer Vietnams, sind noch immer nur per Boot zu erreichen. Ein bisschen scheint die Zeit hier im äußersten Süden stehengeblieben zu sein.

Viel über das Leben am Fluss erfahre ich von Wing. Da vietnamesische Namen für Ausländer häufig Zungenbrecher sind, hat sie sich diesen Spitznamen zugelegt. Die 28-Jährige ist klein und zierlich. Ihr glattes, schwarzes Haar hat sie zum Zopf gebunden und einen großen Strohhut aufgesetzt. Ich habe gezielt Kontakt zu ihr aufgenommen, nachdem ich von anderen Reisenden von ihr erfahren habe: Dass sie gut Englisch spreche und Verbindungen zur Universität habe. Wing macht gerade ihren Master, um später als Sprachlehrerin an einer Schule arbeiten zu können. Neben dem Studium begleitet sie Touristen zu den schwimmenden Märkten. Ein Job, der ihr offensichtlich Spaß macht. Kaum bin ich mit ihr in das kleine Ruderboot gestiegen, zählt sie freudestrahlend und in sehr gutem Englisch auf, was sie alles über die Sitten und Bräuche der Einheimischen weiß. Aber auch, dass sie am Abend ein wichtiges Date mit ihrem Freund hat, vertraut sie mir aufgeregt an: „Vielleicht fragt er mich, ob ich ihn heiraten will.“ Unterdessen bastelt sie aus Schilfblättern ein geflochtenes Armband, das sie mir lachend ums Handgelenk bindet.

Wing studiert an der Universität Can Tho, der mit über 50.000 Studierenden größten Hochschule im Mekong Delta. Sie freut sich über mein Interesse und bietet an, mich dorthin zu begleiten. Also steige ich einige Stunden später hinter ihr auf einen roten Motorroller und wir fahren quer durch die Stadt zum Campus, wo bereits hunderte Roller und Mopeds auf einem bewachten Parkplatz stehen. Wing trägt Jeans, einen Kapuzenpulli und – zu meiner Verwunderung – Socken in den offenen Sandalen. „Meine Haut ist von der Arbeit auf dem Boot schon so gebräunt“, erklärt sie. Da blasse Haut in Vietnam dem Schönheitsideal entspricht, vermummen sich viele Frauen draußen regelrecht, um vor der Sonne geschützt zu sein. Aber jetzt regnet es ohnehin – ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Wing hustet, sie schleppt schon länger eine Erkältung mit sich herum. Ihrem Enthusiasmus tut das keinen Abbruch. Stolz zeigt sie mir die verschiedenen Institute, die Bibliothek und das Wohnheim für Studenten. Was mich jedoch viel mehr beeindruckt als die Ausstattung der 1966 gegründeten Hochschule ist ihre persönliche Geschichte. Wing lebt mit ihren Eltern, zwei jüngeren Schwestern und der Großmutter außerhalb der Millionenstadt Can Tho, acht Kilometer von der Universität entfernt. Die Studiengebühren finanziert sie selbst über ihren Nebenjob als Reiseleiterin, denn ihre Eltern könnten ihr das Studium nicht bezahlen. Die Familie lebt bescheiden. Sie baut Reis an, besitzt ein paar Schweine und verkauft Reiswein aus eigener Herstellung. „Die Arbeit beginnt um 5 Uhr morgens und geht bis abends um acht“, berichtet Wing, die nach einem langen Tag an der Uni noch Vater und Mutter im Haushalt hilft. Aus ihrem Mund klingt das nicht nach Aufopferung, sondern nach Fürsorge und Pflichtbewusstsein. Sie hat großen Respekt vor ihren Eltern und

würde deren Entscheidungen nie in Frage stellen. Sollte ihr Freund ihr heute Abend aber tatsächlich einen Antrag machen, wird ihr Leben eine neue Wendung nehmen. Sie würde Ja sagen und ihre Familie in naher Zukunft verlassen müssen. „Nach der Hochzeit ist es üblich, dass die Frauen zu ihren Ehemännern ziehen“, erklärt sie. Ihr Zukünftiger sei zudem der jüngste Sohn seiner Eltern. „Als Jüngster wird er bei ihnen bleiben und sich um sie kümmern – so will es die Tradition.“ Als ich Wing frage, wer sich um ihre Eltern kümmern wird, wenn alle Töchter aus dem Haus sind, schaut sie mich mit feuchten Augen an. Natürlich werde sie Vater und Mutter so oft wie möglich besuchen. Ihrem unglücklichen Blick entnehme ich, dass sie sich dennoch Sorgen um sie macht.

Wir unterhalten uns noch eine ganze Weile, bevor Wing sich schleunigst auf den Nachhauseweg machen muss. Vor dem großen Date stehen noch einige Vorbereitungen an. Sie überlegt, ob sie – trotz Erkältung – ihrem Liebsten einen Song darbieten soll. Was für mich ziemlich verrückt klingt, ist in Vietnam vollkommen normal: „Vietnamesen singen sehr gerne“, sagt Wing und lacht: „Selbst, wenn sie nicht gut singen können.“ Ob auf Familienfesten, im Restaurant oder in schicken Clubs – bei jeder Gelegenheit wird die Karaoke-Maschine angeworfen.

Ich wünsche Wing viel Glück für ihr Date und bedanke mich dafür, dass sie sich trotz ihrer vielen Verpflichtungen Zeit für mich genommen hat. Die junge Frau hat einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Aufgewachsen in einem konservativen, ländlichen Milieu, ist sie heute an der Uni erfolgreich und träumt von einem guten Job und ein bisschen Wohlstand. Sie wohnt mit ihren Eltern unter einem Dach. In einem Land, in dem sich über Jahrhunderte alles um Familie, Landwirtschaft und Glauben drehte. Heute ist der Lebensstil vieler junger Vietnamesen, ihre Kommilitonen eingeschlossen, allerdings ein ganz anderer. Die Studenten an der Uni sind modern gekleidet. Sie feiern gerne und legen Wert auf ein schickes Smartphone und einen angesagten Haarschnitt. Das führt nicht selten zu Konflikten mit den Eltern, für die Werte wie Bescheidenheit und Zurückhaltung von großer Bedeutung sind. So gesehen führt Wing ein Leben zwischen Tradition und Moderne: So selbstständig sie ihr Studium in der Großstadt auch managt, zu Hause warten die Feldarbeit und die strengen Eltern mit ihren Vorstellungen vom Familienleben. Um allen Erwartungen gerecht zu werden, muss die angehende Lehrerin viel auf sich nehmen. Dabei verkörpert sie für mich die Eigenschaften, die dieses Land auszeichnen. Mit ihrer Einstellung und ihrem offenen Lächeln könnte sie glatt Werbung machen für ein aufstrebendes Vietnam: Familienorientiert, fleißig, zurückhaltend, zielstrebig und voller Zuversicht.

15. Bildung ist der Schlüssel

Will man dem Geheimnis von Vietnams Spitzenschülern auf die Spur kommen, kommt man am kulturellen Hintergrund nicht vorbei. Nur Bildung führt weg vom Reisfeld, lautet eine vietnamesische Redensart. Der Einfluss des Konfuzianismus hat die vietnamesische Kultur geprägt. Schon seit rund 2.000 Jahren ist Aufstieg durch Bildung ein gesellschaftliches Ideal – sind die Kinder gut in der Schule, hebt dies das Ansehen der ganzen Familie. Dementsprechend hoch sind die Erwartungen der Eltern an ihre Kinder, deren Aufgabe es ist, gute Noten mit nach Hause zu bringen. Ich bin beeindruckt, wie hoch Bildung in Vietnam angesehen ist und mit welcher Leistungsbereitschaft die Jugendlichen und ihre Eltern sich dem Lernen widmen. Und noch etwas fällt auf: In Vietnam werden die Lehrer zwar hochgeschätzt, die Verantwortung für den Bildungserfolg tragen aber die Eltern – ein entscheidender Unterschied zu Deutschland, wo bei Misserfolgen die Schuld oft bei den Lehrern gesucht wird.

Vietnams Bildungssystem unterliegt einem Reformprozess und hat sich schon enorm weiterentwickelt. Die Probleme sind jedoch noch immer vielfältig – von veralteten Lehrmethoden über Korruption bis hin zur oft mangelhaften Qualität der Lehrerbildung. Wenn Vietnam bei internationalen Bildungsstudien wie Pisa dennoch herausragend abschneidet, dann dank der Eltern, die viel in die Ausbildung ihrer Kinder investieren, dank der Schüler selbst, die einen Großteil ihrer Freizeit mit Bildungsaktivitäten verbringen (müssen), und dank der Disziplin, in welche die Schule sie früh gezwungen hat. Eines ist mir auf meiner Reise mehr als deutlich geworden: Pisa zeigt nur einen kleinen Ausschnitt von dem, was Schule ausmacht – das werde ich immer im Hinterkopf haben, wenn ich künftig als Bildungsjournalistin über diese und andere Bildungsstudien berichte.

In Vietnam haben Regierung und Bevölkerung ein gemeinsames Motto: Bildung ist der Schlüssel. Der Bildungshunger der Bevölkerung von über 90 Millionen Menschen begünstigt nicht nur gute Ergebnisse bei Pisa – er ist vielleicht Vietnams größtes Potenzial. Mehr als die Hälfte der Vietnamesen ist heute jünger als 30 Jahre. Viele Arbeitskräfte sind jung, motiviert und fleißig. Die Regierung möchte Vietnam in den kommenden Jahren von einem Agrarland in eine wissensbasierte Industriegesellschaft verwandeln und setzt dabei unter anderem auf Reformen im Bildungssystem. Denn der Sprung zum Industrieland wird nur gelingen können, wenn das Niveau der Ausbildung steigt und qualifizierte Ingenieure, Techniker und Manager auf den Arbeitsmarkt strömen.

Dies erfordert meiner Ansicht nach einen größeren Kulturwandel: Damit die jungen Vietnamesen gutes Rüstzeug für eine sich verändernde, globali-

sierte Arbeitswelt erhalten, müssen in der Ausbildung, von der ersten Klasse an, Kompetenzen wie kreatives Denken, Problemlösen und Eigeninitiative gefördert werden. Das verlangt moderne, pädagogische Konzepte – letztlich eine andere Lernkultur. Die Rolle des Lehrers wird sich verändern müssen. Bis dies in allen Klassenzimmern des Landes angekommen ist, kann es wohl noch Jahre dauern. Wenn dann aber beides zusammenkommt – moderne Lehrmethoden und eine traditionell bildungshungrige Bevölkerung – dann könnte Vietnam tatsächlich zu den besten Bildungsländern der Welt gehören. Und zwar nicht nur auf dem Papier.

16. Danksagung

Zuallererst gilt mein Dank der Heinz-Kühn-Stiftung, die jungen Journalisten wie mir die Chance eröffnet, sich intensiv und auf ungewohntem Terrain mit einem Thema zu beschäftigen. Danke für das Vertrauen und das Interesse an meinem Thema!

Nach wie vor verbinden viele Deutsche mit der Sozialistischen Republik vor allem einen der furchtbarsten Kriege des letzten Jahrhunderts. Als spannendes Bildungsland haben Vietnam hingegen wohl die wenigsten auf dem Zettel. Ich bin froh, dass ich mit meinem Bericht dazu beitragen kann, Vietnams unbekanntere Seiten stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken.

Dabei haben mir viele wunderbare Menschen geholfen, denen ich auf meiner Reise begegnet bin. Die Gastfreundschaft, Energie und Lebenslust des vietnamesischen Volkes haben mich immer wieder inspiriert. Vor allem den vietnamesischen Lehrerinnen und Lehrern, die ich kennenlernen durfte, gebührt mein Dank: Es ist nicht selbstverständlich, dass sie mir so freimütig Einblicke in ihren Unterricht gewährt haben.

Ein besonderer Dank gilt auch Dr. Kambiz Ghawami vom World University Service – für seine wertvollen Anregungen und hilfreichen Kontakte. Außerdem möchte ich mich ganz herzlich bei Dr. Bui Cong Tho und Viet Cuong vom Hessen-Büro bedanken. Sie haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um mir Türen zu öffnen, die sonst vielleicht verschlossen geblieben wären. Für ihre großartige Unterstützung kann ich gar nicht oft genug Danke sagen! Vielen Dank auch an Ute Maria Kilian, die mich so herzlich aufgenommen hat in die interessante Welt der Heinz-Kühn-Familie. Liebe Ute, ich hätte mir keine bessere Ansprechpartnerin wünschen können!